Marie Gellert,

der schützende Engel der Armuth.

Aus dem Schwedischen der Freyin A. v. Knorring.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Marie Gellert.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Die Trösterin.

Wenn der Leser auf die Zeitrechnung unserer Erzählung näher geachtet hat, so wird er finden, daß, den Ball im ersten Kapitel ausgenommen, welcher in die Mitte des Februar 1848 fiel, die übrigen Begebenheiten sich fast gleichzeitig im Anfang des März zugetragen haben, in demselben merkwürdigen Jahre, wo die Gemüther in Europa's gebildeten Ländern fast überall wie von einer electrischen Strömung aufgeregt wurden. Dies gilt zwar vorzugsweise von dem Gebiete der Politik, aber auch in Privatverhältnissen offenbarte sich manches Ungewöhnliche.

Ob die großen Weltbegebenheiten des Februar, oder irgend eine andere besondere Veränderung in der moralischen Atmosphäre, Ursachen dieser und unbedeutenderer Erscheinungen waren, genug, es fand sich wirklich eine Steigerung, eine Ueberspannung bei den

verschiedensten Charakteren, welche diese nach ein und derselben Richtung zu ziehen schien und Vorkommnisse und Ansichten erzeugte, welche man sonst für unmöglich und ungereimt angesehen hätte; wenn deshalb Jemand meint, daß die Vorfälle in dieser kleinen Erzählung unglaublich lauten, so möge er bedenken, daß im März 1848 Nichts unglaublich war.

Seit der Beerdigung der unglücklichen Frau von C. war eine Woche verflossen. Ohne sich im Mindesten seinem Meister mitzutheilen rücksichtlich der Ursache seines verschlossenen und düstern Wesens, hatte Gustav geschwiegen und gearbeitet.

Bisweilen, so berichtete Svensson seiner Frau, war aus den Augen des jungen Gesellen eine Thräne hervorgebrochen und auf seine Arbeit niedergefallen, aber dann hatte er stets heftiger zugehauen und den klaren Tropfen weggehobelt, so daß er mit den Spänen davon hüpfte.

„Nicht aber," fügte der alte Svensson hinzu, „ist es die Arbeit, welche ihn traurig macht, denn die Werkzeuge gehen in seiner Hand, wie das Blatt in einer Sägemühle. Etwas aber ist es," meinte der Alte.

Am ersten Bußtage des Jahres, spät am Abend, als Herr und Frau Svensson nebst ihrer Magdalena zusammen im Schlafzimmer waren und nachdem Frau Svensson die feierliche Vorlesung einer Predigt aus

der Wallin'schen Sammlung geschlossen hatte, sagte Papa Svensson seiner Frau und Tochter dies im Vertrauen, mit einem geheimnißvollen Blicke, während er seine Pfeife stopfte und aus einem Glase voll des besten Bieres der südlichen Brauerei trank.

Nachdem er ein wenig seiner Tochter zugeblinkt hatte, sah er mit einem denkenden Blicke auf Frau Svensson.

„Ich verstehe," sagte die ernste Frau, „Magdalena hat beim Vater für den jungen Herrn vorgebeten, daß er möge eingeladen werden, heute Abend in unserer Gesellschaft zu sein, aber ich muß sagen, daß dies ganz unnöthig ist, denn schon heute morgen sagte ich ihm, daß er heute Abend bei uns willkommen sein würde, wenn er eine Predigt hören wollte. Er dankte zwar sehr artig, aber er sah sehr zerstreut aus und kam nicht. Er hat gewiß auch, wie Andere, Sonntags draußen sein Vergnügen. Es giebt ja so schöne Bälle in den Winkeln der Stadt."

„Ich glaube, daß er oben in seinem Zimmer sitzt," meldete Magdalena etwas verlegen, „Mama sagte ihm vielleicht die Zeit nicht?"

„Ja, das that ich, Punkt fünf Uhr, und jetzt hat es eben halb sieben Uhr geschlagen. Nein, er ist den Andern gleich, und mich reut fast das ihm geschenkte Vertrauen, nicht wie die Andern in der Werkstätte liegen zu müssen und im Dachzimmer wohnen

zu dürfen, bei meinem Leinwandschrank und meinen besten Kupferleuchtern, welche der Schurke Holmberg einmal stahl und versetzte."

„Ich versichere, Mama —"

„Versichere nichts von Andern. Man kann Niemandem weiter trauen als man sieht. War er nicht den ganzen ersten Sonntag außen und kam gegen Verbot und Versprechen erst nach zehn Uhr nach Hause."

„Ja, aber," sagte Svensson entschuldigend, „es war ein sehr schöner Abend und der Meister kam selbst nicht nach Hause."

„Eher als 3½ Minuten über ¾11 Uhr," antwortete Frau Svensson etwas verdrießlich; da sie sich aber einen Tadel gegen den Vater in Gegenwart der Tochter nicht erlauben wollte, fügte sie in einem gemäßigten Tone hinzu: „Ein alter Mann hat mehr Freiheit als ein junger, und thut was ihm gefällt, denn man weiß, daß er stets auf dem rechten Wege ist."

„Ja wohl finde ich noch den richtigen Weg zum Pelikan und wieder nach Hause," dachte der Alte, wagte aber nicht es auszusprechen, denn die strenge Frau Mama sah es nicht gern, daß ihr Mann den Keller besuchte, am allerwenigsten des Sonntags.

Nach einer Weile, nachdem der Alte seine Pfeife mit einem geschnittenen Hobelspan, welchen seine Tochter anstatt eines Fidibus stets zur Hand hatte, damit

sich der Alte nicht vergessen sollte und die Pfeife zum großen Leidwesen der Mama zum Lichte führen, angezündet hatte, sagte er in seiner gewöhnlichen Ruhe:

„Als ich eben draußen war und die Fensterladen schloß, sah ich Licht in seinem Zimmer.“

„So!“ sagte Frau Svensson, „nun wird man sehen können, daß er fortgegangen ist und hat vergessen, das Licht auszuputzen. Ich will selbst nachsehen.“

Und hierbei nahm sie einen wollenen Shawl um und ging feierlich aus dem Zimmer hinauf in das kleine Dachstübchen.

Sie öffnete nur ein wenig die Stubenthür, blieb aber sogleich stehen, ohne einzutreten.

Denn was sie hörte und sah, hielt sie zurück, und sie beugte ihr Haupt fast mit Ehrerbietung.

Das kleine Stübchen mit nur einem Fenster der Thüre gegenüber, war in seinem gewöhnlichen Zustande, der Leinwandschrank, welcher fast das ganze Zimmer einnahm, und die schönen Leuchter standen an ihrem Platze; der erste war auch nicht so leicht zu verrücken. Gustav's Bette war in Ordnung, die Decke und das Betttuch lagen noch glatt und regelmäßig, wie Frau Svensson es selbst besorgt hatte; der kleine braune Tisch stand vor dem Fenster, ein Licht brannte mit langem Dochte und ein sogenannter Dieb drohte die eine Seite desselben zu verzehren, Frau Svensson aber wagte nicht hinzugehen und das Licht zu putzen, denn außerdem,

daß eine aufgeschlagene Bibel der ehrwürdigen Carolinischen Ausgabe auf dem Tische ruhte, lag der junge Geselle, mit dem Rücken zur Thüre gekehrt, in einer Ecke des Zimmers auf den Knieen, verbarg sein Angesicht mit seinen Händen und schluchzte laut, indem er betete.

Frau Svensson blieb wohl eine halbe Stunde unbeweglich stehen; sie wagte nicht, hinzuzutreten, um ihn nicht zu stören, und konnte auch nicht zurück, denn ihr Herz fing in jedem Augenblicke vor Theilnahme und dem Wunsche, den in Trauer versunkenen Jüngling zu trösten, heftiger zu klopfen an.

Des Jünglings Schmerz aber nahm kein Ende, im Gegentheil, er nahm an Stärke und Heftigkeit zu und schien ihn zu überwältigen.

Frau Svensson drückte die Hand an ihre Brust, um die Schläge ihres Herzens gleichsam zurückzuhalten, und trat still in's Zimmer, ohne daß es Gustav bemerkte.

Indem sie leise das Licht putzte, warf sie einen Blick in die Bibel und sah Jeremiä Klagelieder aufgeschlagen.

Dann legte sie ihre Hand auf des Jünglings Schulter und sagte: „Mein Sohn!“

Ihre Stimme zitterte von der heftigen Aufregung, zeigte aber die Klarheit, welche aus einem ruhigen und

frommen Herzen kommt und mit den ersten Tönen eine bewegte Seele beruhigen kann.

Gustav erhob sich, beruhigte sich sogleich und sagte mit einem warmen Blicke nur Dank.

„Oeffne mir Dein Herz; wenn ich Dir nicht helfen oder Dich nicht trösten kann, so kann ich mit Dir weinen und beten!"

Frau Svensson war zu aufgeregt und zu zärtlich in diesem Augenblicke, um einen andern Titel, als den des innigsten Vertrauens gebrauchen zu können.

„Setze Dich," sagte sie mütterlich sorgsam, „und erleichtere Dein Herz. Sag' was geschehen ist."

„Meine Mutter ist todt!"

„Der Tod ist nichts Anderes als die Geburt zu dem wahren Leben."

„Ja, aber so ganz verlassen von der ganzen Welt und ihrem Sohne zu sterben!"

„Ihr Sohn?"

Frau Svensson erbleichte während der Erzählung Gustav's von dem unglücklichen Vorfalle mit der Freiherrin von C., seiner Mutter, und ihrer Tochter, ihre Augen erweiterten sich und die dürren Lippen wurden noch dürrer. Als er geendet, sagte sie: „Sie leiden nicht mehr."

„Und ich kam zu spät!" seufzte Gustav.

„Du thust recht, mein Sohn, Trost da zu suchen, wo er sich am besten findet."

„Ich suchte und fand ihn nicht!“ antwortete Gustav traurig.

„Unmöglich!“

„Ich öffnete vor ein paar Stunden dieses Buch, und zuerst fielen mir diese Worte in die Augen:

„Unsere Väter haben gesündigt und sind nicht mehr vorhanden und wir müssen für ihre Missethaten leiden!“

„Und Du verzweifeltest, mein Kind, weil Du in diesem Lustgarten, wo zwar heilsame Dornen wachsen, aber auch frische Trostblumen duften, das Gesuchte nicht fandest; schlag einige Blätter weiter und lies!“

Frau Svensson wendete mit bibelgewohnter Hand einige Blätter zurück und zeigte auf eine Stelle des Jeremias, wo da steht:

„Zion klagt: der Herr hat mich verlassen und sein Kind vergessen.

„Aber Gott antwortet: Kann auch ein Weib ihr Kind verlassen, so will ich dich doch nicht vergessen. Siehe, auf den Händen habe ich dich aufgezeichnet!“

Und sie sprach weiter, lieblich tröstend, wie nur ein christliches Weib es vermag, welche die Welt geprüft hat und selbst Mutter ist, und führte die Worte der Schrift an, so daß sich Gustav allmählig beruhigte, und seine Mutter nicht mehr als leidend und sterbend, sondern als gerettet und ein höheres Leben lebend zu betrachten anfing.

Als sie dies merkte, sagte sie:

„Einsamkeit vermehrt die Sorge bei Demjenigen, welcher mit ihr noch nicht umzugehen versteht, mit ihr, die stets dem Einsamen Gesellschaft leistet; komm deshalb mit mir und bleib' bei uns diesen Abend, so wie stets in Deinen freien Stunden, wenn Du willst. Ich kenne Dich jetzt, und will suchen, Mutterstelle besser zu vertreten als zuvor."

„Ich danke, meine Mutter!" sagte Gustav und drückte ihre Hand.

Unterwegs sagte Frau Svensson freundlich:

„Ich freue mich, daß Du eine Bibel hast."

„Ach ja, ich bin jetzt selbst froh darüber; ich hatte vorher keine, aber dies ist eine Familienbibel, welche ich von meiner Mutter geerbt habe."

„Dies war sonach das Einzige, was sie nicht verkaufte. Wohl sei ihr!"

Als sie in das Schlafzimmer kamen, war Herr Svensson in aller Ruhe auf seinem Stuhle eingeschlafen und Magdalena saß eifrig mit ihrer Näharbeit beschäftigt.

„Wundern Sie sich nicht, Herr Richardsson," sagte die Alte, welche, ungeachtet ihre Theilnahme nicht erkaltet war, jedoch den Anlaß dazu ihrer Tochter nicht verrathen wollte, weil sie Gustav's Mittheilungen als ein Geheimniß ansah und auch nicht durch eine der Tochter unerklärliche und unerwartete Vertraulichkeit

ein näheres Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten bewirken wollte, „wundern Sie sich nicht, daß meine Tochter arbeitet, obschon Bußtag ist; sie wendet die Sonntagsabende zur Arbeit für die Armen mit meiner Erlaubniß an. Wir wollen den Vater die Ruhe genießen lassen, er arbeitet emsig in den Wochentagen und hat den Sonntag geheiligt; wir gehen jetzt in den Saal, um die Abendstunde zu verplaudern."

Sie ging voraus in den sogenannten Saal, welcher ungefähr in demselben Style meublirt war wie das Schlafzimmer, und auch für ein uneigentlich so genanntes Vorzimmer passiren konnte. Auf den Stühlen dieses Zimmers, so wie auf dem Sopha war es erlaubt zu sitzen, weil sie mit einem unzerstörbaren schwarzen härenen Zeuge, zwar einer neuen Erfindung, aber von dauerhafter Natur, und deshalb in Frau Svensson's Geschmack, bekleidet waren.

Ueber dem Sopha war ein Gemälde mit vergoldetem Rahmen, welches jedoch das ganze Jahr hindurch mit einem Tuche überdeckt war.

Frau Svensson deckte das Gemälde mit einer gewissen Feierlichkeit ab, leuchtete und sagte zu Gustav:

„Betrachte es genau! Es war ein meisterlich ausgeführtes Portrait eines jungen Weibes, als wenn es Södermark selbst gemalt hätte, ein Spiegel seines Originals, aber ein Spiegel, welcher nicht blos die körperlichen Gesichtszüge, sondern auch die geistigen,

in ihrem schönsten Augenblicke, wiedergibt. Ein Kenner würde einen großen französischen Meister wieder erkannt haben, welcher noch lebt."

„Ah!" sagte Gustav überrascht, „das ist ja Mamsell Magdalena!"

Magdalena sah ihn verwundert an.

„Nein!" antwortete Frau Svensson, „das ist nicht Magdalena, sondern eine Verstorbene, deren Geschichte zu erzählen ich ihr versprochen habe. Sie ist lehrreich und wird auch nicht ohne Nutzen für Herrn Richardsson sein. Ich habe beschlossen, heute Magdalenen von ihr zu berichten, denn künftig dürfte ich lange keine Gelegenheit dazu erhalten; in nächster Woche haben wir große Wäsche, und dann weiß ich nicht, ob ich lebe!"

„Ach, wie gut Mama ist," sagte Magdalena, welche sich innerlich freute, daß Gustav auch Zuhörer sein sollte.

„Ich setze mich auf's Sopha," sagte Frau Svensson, „setzt ihr euch Beide auf die Stühle gegenüber, so daß ihr bisweilen einen Blick auf ihr Angesicht werfen könnt, denn es verdient gesehen zu werden, obgleich dieses Bild, so schön und so gleich es auch ist, gegen sie bei ihrem Leben nichts ist, denn Farbe ist doch nur Farbe und die Augen kann Niemand nachmachen."

Die beiden jungen Leute lauschten, besonders Magdalena, mit gespannter Aufmerksamkeit.

„In ihrem Leben hieß diese Frau,“ begann Frau Svensson feierlich, „Marie Gellert, wurde aber von denen, die sie kannten, der Engel genannt, und der Engel auf der großen Weststraße, gleichsam zum Trotz, weil man sonst nicht glaubt, daß Engel auf dieser Gasse wohnen. Sie war —“

In demselben Augenblicke pochte es ganz hörbar an der Küchenthür.

Magdalena schien ungeduldig und durch diese unerwartete Unterbrechung gestört.

Frau Svensson bat Gustav zu folgen und ging und öffnete selbst; Gustav kam dabei so zu stehen, daß die Thüre ihn verbarg.

Zweites Kapitel.

Frau Svenssons Jugend.

Der Fremde war kein Anderer, als der alte, gute Hofmarschall Graf von C.

„Bin ich recht gekommen?“ — frug er — „ich glaube es, denn wenn ich nicht irre, habe ich die Ehre Frau Svensson selbst zu sehen.“

„Treten Sie gefälligst ein!“ antwortete Frau Svensson freundlich, denn das Aussehen des Alten stimmte sie sogleich zu seinen Gunsten.

„Ich suche den jungen Gustav, meinen Verwandten, und ich glaubte ihn an dem Feiertagsabend zu Hause in der Familie seines achtungswürdigen Meisters zu finden. Ja so, Du bist da, mein Gustav, es freut mich, Dich hier zu sehen“ — fügte er hinzu und reichte ihm die Hand.

Frau Svensson bat den Fremden, in's Zimmer einzutreten, denn es freute si*, daß der Erste, welcher Gustav

besuchte, ein Mann von einem so ehrwürdigen Aussehen war.

Da Frau Svensson voranging und leuchtete, und es so anstellte, daß ihr tief eingeschlummerter Mann im Dunkel unbemerkt blieb, wechselten der Graf und Gustav einige Zeichen, damit sie nicht ihre Namen verrathen sollten.

Als sie in den kleinen Saal eintraten, schien der Graf durch den ersten Anblick Magdalenens etwas überrascht zu werden, war aber verwundert, als Frau Svensson sie als ihre Tochter vorstellte.

„Mein Name,“ sagte der Graf, „ist derselbe wie Gustavs Name.“

„Es ist angenehm, daß ich den Namen des Herrn zu wissen erhielt, denn ich habe von Ihnen sehr viel sprechen hören,“ sagte Frau Svensson.

„Ich glaubte nicht die Ehre zu haben, gekannt zu sein.“

„Ich habe den Herrn ein paar Mal aus seiner Thür kommen sehen, und ich vermuthe, daß Sie es sind, dem das kleine weiße Haus mit den grünen Jalousieen, nicht weit von hier, gehört. Es war recht angenehm, daß Sie hieher kamen, denn ich habe sehr viel Gutes von Ihnen gehört. Es ist eine große Freude für alle Armen, wenn Sie einmal nach Stockholm kommen.“

Der Graf hatte ein kleines Haus in diesem ab=

gelegenen Stadttheil gekauft, wo mehr Arme wohnen, als anderwärts. Er hatte dort für seine Rechnung ein paar einfache Zimmer, wenn er sich in Stockholm aufhielt, und eine bejahrte Witwe, welche seine Aufwärterin und Vertraute in der Ausübung guter Werke war. Er war mit ihr übereingekommen, daß sie so viel als möglich vermeiden sollte, seinen Namen und Titel bekannt zu machen und daß sie ihn nur Herr nennen sollte, ohne gerade einen falschen Namen zu erdichten.

Die Alte hatte hierin auch viel Glück, ohne Neugierde zu erwecken, indem sie den Fragenden erklärte, daß ihr Herr einen ausländischen Namen hätte, den sie nicht im Gedächtnisse behalten könne.

Die Wohlthaten, welche er beständig ausübte, konnte oder wollte sie jedoch nicht verheimlichen.

Frau Svenssons Gesicht verfinsterte sich plötzlich, so daß der Graf es merkte; er sagte deshalb ungezwungen:

„Ich verstehe, was plötzlich in Frau Svenssons Gedanken kommt, nämlich daß ich der Mutter und den Schwestern Gustavs keine Hilfe geschafft habe, aber ich kannte ihre Noth nicht und kam in die Stadt, als es zu spät war. Indessen kann ich jetzt Gustav berichten, daß seine Schwester gesund ist und daß sie eine vortheilhafte Stellung bei einem vornehmen Frauenzimmer angenommen hat, so daß er um sie nicht weiter Sorge zu tragen braucht.“

Frau Svensson erheiterte sich wieder. Der Graf warf zufällig einen Blick auf das Portrait über dem Sopha, und wendete darauf denselben mehrere Male mit scheinbarer Unruhe bald auf das Bild, bald auf Magdalena.

„Zwischen diesem Portrait und der jungen Mamsell ist eine Aehnlichkeit," sagte er, „welche ich mir nicht erklären kann."

„Ja," sagte Frau Svensson, „diese Aehnlichkeit hat mich und Andere verwundert, da das Original und meine Tochter nicht im Mindesten mit einander verwandt sind; indeß ist die Sache ganz natürlich. Es ist das Portrait einer theuern Freundin, einer Wohlthäterin und Lehrerin, welche jetzt bei Gott selig ist. Ich kannte sie als Mädchen, vor vielen Jahren, und sie machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich es niemals vergessen kann. Sie starb lange vor meiner Verheirathung und ich trauerte sehr darüber. Kurz nachdem ich Frau war, kaufte mein Mann von einem Bedienten der Schloßkanzlei, mit welchem er Geschäfte hatte, das schöne Gemälde, ohne zu wissen, wen es vorstellte, da der Verkäufer, welcher es einem Herrn, der in's Ausland entfloh, abgetrieben hatte, es auch nicht wußte. Mein Mann wollte mir mit dem schönen Gemälde eine Freude machen, bereitete mir aber eine große Ueberraschung, indem ich sie sogleich wieder erkannte, welche mir sehr viel Gutes gethan hatte und welche ich

mehr geliebt habe, als sonst Jemand. Ich wurde nicht müde, auf dieses Bild des Engels zu sehen, und so habe ich mich sicherlich versehen, und auf diese Weise ist meine Tochter ihr so ähnlich geworden. Und ich danke Gott dafür; möge meine Tochter nur in etwas im Herzen ihr gleich werden, so kann sie nicht besser sein."

„Marie Gellert!" — sprach der Graf gerührt — „wie viel Schönes und Gutes überlebt Dich noch! Ja, die Thaten des Menschen überleben ihn lange. Selig ist der, welcher gleich Dir nur Segnungen hinterläßt!"

„Der Herr kannte sie?" frug Frau Svensson verwundert.

„Ja, meine Frau."

„Kennen Sie auch ihre Geschichte?"

„Jede Seite davon, und besser als vielleicht ein Anderer."

„Aber nicht ihre Güte gegen mich?"

„Sie war verschwiegener rücksichtlich ihrer Tugenden, als ihrer Fehler. Es dürfte gewiß interessant sein, zu hören, in welchem Verhältniß sie zu Frau Svensson gestanden hat."

„Ich habe eben meiner Tochter und Herrn Richardsson versprochen, zu berichten, was ich von ihr weiß. Im Anfange werde ich von ihrer Bekanntschaft mit mir erzählen."

Frau Svensson bat den Grafen, sich auf's Sopha zu setzen, aber er zog es vor, einen Stuhl einzuneh-

men, und nachdem die Uebrigen sich gesetzt hatten, begann Frau Svensson:

„Meine selige Mutter war in ihrer Lebenszeit Ruderen, ihrem Stande angemessen aber sehr vermögend, und besaß drei Boote. Ich war das jüngste Kind, die andern waren in der Welt draußen und dienten, ich allein war zu Hause. Als ich mein funfzehntes Jahr erreicht hatte und mich zur Beichte vorbereiten sollte, wurde meine Mutter gichtlahm; sie war über sechzig Jahr und hatte mehr als vierzig Jahre auf der See in allem Wetter zugebracht. Ich war groß und stark, und meine Mutter ließ mich deshalb ihr Ruder nehmen, welches sie nicht mehr führen konnte, und allen drei Booten vorstehen. Meine Mutter wurde nie gesund, und ich erhielt keine Gelegenheit, zu dem Prediger zu gehen, denn im ersten Jahre war der Winter so gelind, daß wir fast immer ruderten. Von selbst hatte ich keine große Lust, mich anzumelden, denn ich war sehr zurück und konnte kaum lesen. Meine Mutter war zwar eine ehrliche Frau, aber entbehrte aller Erziehung; ihre ganze Religion, worin sie auch mich unterwies, bestand in den Worten: „Thue Jedem Recht und hüte Dich vor gemeinen Mannspersonen.“ Mehr zu wissen, hielt sie für ein aufwachsendes Mädchen nicht nöthig, und sie dachte nicht daran, daß man nicht von selber weiß, was Recht ist in der Welt. Ich hatte übrigens kein gutes Beispiel an meinen älteren Kameraden am Brunnen;

schreien, schwören, beneiden, verleumden und freche Worte gebrauchen, war tägliche Gewohnheit. Und ich übertraf bald Alle darin und hatte, wie man sagt, ein böses Maul. Gott weiß, was aus mir geworden wäre, hätte er nicht den Engel geschickt, der mich bei Zeiten umkehrte, bevor die bösen Neigungen in Handlungen ausgeartet waren.

„Ich erinnere mich deutlich, als ich sie das erste Mal sah.

„Es war an einem sehr heißen Sommertage, mein Boot lag müßig und ich wartete bei der Treppe des Ritterhauses. Es war ruhig in der warmen Nachmittagsstunde, so daß mehrere Boote lange leer blieben. Als ich da in der Sonne mit meinem alten Strohhute stand, kam ein kleiner zerlumpter Knabe, welcher einen großen Korb trug und bat mich inständig, ihn umsonst überzufahren, da er keinen Dreier besäße. So rauh ich und meine Kameraden auch zu sein schienen, so verweigerten wir doch selten einem Armen die freie Ueberfahrt. Der Knabe sah auch so elend und verhungert aus, daß ich ihm etwas Brot gab.

„In demselben Augenblicke stand ein junges, feingekleidetes Frauenzimmer neben mir und fragte mich mit herzlichem, mildem Tone, ob sie bald nach den rothen Buden kommen könnte. Ich bat sie, einzusteigen, sie that es, ich reichte ihr die Hand, und ihre feinen Finger drückten meine braunen und von der Arbeit harten, in-

dem sie mit dem freundlichsten Blicke sagte: Danke bestens! und danke vielmals, daß Sie gegen den kleinen Knaben so gütig waren!

„Ich nahm nicht viel Rücksicht darauf, denn alsbald kamen noch andere Personen, so daß das Boot bald voll war. Ein paar Personen, ungeduldiger als die Andern, warfen mir mein langes Zögern vor und ich, welche für die tüchtigste an der Brücke gelten wollte, antwortete mit den empfindlichsten Worten, welche ich wußte, und ein heftiger Zank entstand, welcher bis über den Strom nach den rothen Buden währte, wo meine Kameraden, die mir wegen meiner Freigebigkeit im Kaffee sehr ergeben waren, sogleich meine Partie ergriffen und meine Feinde mit einer neuen Salve von Schimpfreden in die Flucht schlugen.

„Zuletzt stieg das junge Mädchen an's Land; sie gab mir ein Zwölfschillingsstück und sah so freundlich auf mich, daß ich mich zum ersten Male in meinem Leben schämte, so freche, gemeine Worte und Schwüre über meine Lippen gehen gelassen zu haben. Ich fürchtete, daß sie mir Vorwürfe machen würde, aber sie sagte blos ihren schönsten Dank und wollte kein Geld zurücknehmen.

„Ich konnte nicht müde werden, ihr mit den Augen zu folgen, und ich sah, daß sie den zerlumpten Knaben einholte. Ich frug sie später, als ich mit ihr bekannt war, was sie mit ihm gesprochen habe, aber sie

wollte dies nicht berühren; gewiß erzeigte sie ihm eine Wohlthat.

„Ich konnte auf mehrere Stunden ihr Bild nicht aus meinen Gedanken bekommen, ich ruderte und schwieg zur großen Verwunderung meiner Kameraden. Ich dachte blos an das stille Mädchen, welches mir nur immer gedankt hatte. Jetzt verstehe ich es, weshalb sie einen so tiefen Eindruck auf mich machte; nicht blos ihre äußere Schönheit, ihr leichter und schwebender Gang, ihre wohlwollenden Worte, sondern die unbeschreibliche Anmuth, welche sich stets bei Demjenigen findet, welcher ein schönes Herz hat, bewirkten es.

„Nach einigen Stunden kam sie zurück, gleich freundlich und lieblich, als vorher. Diesmal wartete ich keinen Augenblick auf andere Passagiere, sondern fuhr sogleich ab. Ich hoffte, daß sie mit mir reden sollte, wenn sie allein wäre. Aber als wir auf den Strom gekommen waren, welcher sehr heftig war, fürchtete ich, daß sie mir meine Plumpheit bei'm ersten Male vorwerfen würde, und um dies bei Zeiten abzuwenden, sagte ich:

„Seien Sie nicht ängstlich, Fräulein, es wird gut gehen, obgleich Niemand lenkt."

„Oh!" antwortete sie mit einem besondern Lächeln, „noch gibt es Einen, welcher lenkt."

„Ich glaubte, daß sie mir wegen meiner Geschick-

lichkeit im Rudern eine Artigkeit sagen wollte; nachher aber begriff ich besser, was sie meinte.

„Als wir vor Strömsborg kamen, und nicht mehr mit dem Strome zu kämpfen hatten, sondern das Boot leicht dahin glitt, sagte sie:

„Wollen Sie nicht mit mir eine kleine Partie außerhalb des Salzsee's machen? Dürfte dies angehen?“

„Ja, das will ich. Wann befehlen Sie, Fräulein?“

„Je eher, desto besser; heute Abend, wenn Sie frei sind; ich will blos nach Hause zu meiner Mama gehen.“

„Es war entschieden. Verabredetermaßen ruderte ich sogleich zur Schiffbrücke und wartete an der Mitteltreppe. Sie kam zu der anberaumten Stunde, mit einem noch so schönen, älteren Frauenzimmer, und wir ruderten über das schöne Wasser mit den vielen gewimpelten Schiffen bis an Friesens Park, welcher in jener Zeit Privateigenthum und wenig besucht war.

„Sie hatte diese Stelle gewählt, weil sie ungestört sein wollte und hatte keine Bekanntschaft mit den Eigenthümern dieses Ortes.

„Wir landeten bei der schönen Anhöhe. Mein Kamerad, ein schweigsames Weib, vielleicht deshalb, weil sie ganz taub war, war müde und legte sich in's Boot zum Schlafen.

„Fräulein Gellert, denn das war sie, frug mich, ob ich nicht ihnen auf's Land folgen wollte und ihnen

ein wenig frisches Wasser holen. Ich that es herzlich gern.

„Als ich damit zurück kam, hatten die Frauenzimmer sich unter einer prächtigen Eiche gelagert und eine kleine Abendmahlzeit aufgetischt.

„Fräulein Marie hatte schon ein Stück Butterbrot bereit und bat mich, mich in's Gras zu setzen und mit ihnen zu essen.

„Vor uns war, wie ich bald bemerkte, die schönste Aussicht. Die Sonne erglänzte in dem blauen Wasser, welches zwischen grünen Bäumen sichtbar wurde; aber ich hatte keine Zeit, darauf zu sehen, sondern meine Augen hingen an Marie, welche mir immer schöner erschien, je länger ich sie betrachtete.

„Frau Gellert frug mich genau nach meinen Umständen, und ich gab Auskunft, so gut ich konnte. Als ich geendet, sagte Marie mit einem zärtlichen Blick auf ihre Mutter:

„Sehen Sie, Mama, ich hatte Recht, es ist nicht ihre Schuld.“

„Ich verstand den Sinn dieser Worte und fühlte mich verlegen und gerührt. Sie hatte auf mein schlechtes Betragen Acht gegeben, aber mich entschuldigt und wollte mir meine Fehler nicht zurechnen.

„Ich bin, Gott sei mir gnädig, ein schlechter Mensch! — sagte ich; aber ich wollte gern besser werden, wenn sich Jemand meiner annähme.

„Du mußt zum Abendmahl gehen, liebes Kind,“ sagte die Frau.

„Ach, ich schäme mich, ich bin so groß und lang, und fürchte, daß die Andern sich über mich lustig machen werden, weil ich ein Rudermädchen bin. Und übrigens kann ich auch nicht lesen.“

„Fräulein Marie sah ihre Mutter gleichsam fragend an, und diese nickte ihren Beifall zu.

„Liebes Kind,“ — sagte Fräulein Marie, obschon sie nicht älter als ich war — „wenn Du Dich ein paar Monate frei machen könntest, so solltest Du jeden Tag zu mir gehen dürfen und richtig Gottes heiliges Wort lesen lernen. Denn dies ist nothwendiger, als alles Andere.“

„Ach, Fräulein!“ weiter konnte ich nichts sagen, denn ich fing laut zu weinen an.

„Sie sah so lieblich aus, als sie diese Worte sagte, und ich, welche Bibel und Katechismus vorher als unnütze Dinge angesehen hatte, war im Augenblick derselben Meinung wie sie.

„Fräulein Marie sprach sodann eine geraume Zeit mit mir von Gottes Güte, so daß ich bald gleichsam ein anderer Mensch wurde.

„Wir fuhren am Abend nach Hause und es wurde beschlossen, daß ich die Boote auf einige Zeit verlassen und zu Marien gehen sollte, um mich vorzubereiten.

„Leicht konnte ich meine Angelegenheiten so in

Ordnung bringen, daß auch ohne mich sie besorgt wurden, denn meine Mutter verweigerte mir nie das, was ich bestimmt wollte.

„So ging ich ein Vierteljahr zu Marien und lernte Gottes Wort mit meinem Herzen lesen, welches das Allerbeste ist.

„Nachher empfahl sie mich einem Prediger auf dem Lande, bei welchem ich zur Beichte gehen konnte, ohne gestört zu werden. Meine Mutter starb indessen und hinterließ ein kleines Vermögen, welches ich, wie Marie Gellert, zum Guten und Nützlichen anzuwenden lernte, indem ich nicht gerade ohne Noth fortschenkte, sondern den Bedrückten zur rechten Zeit half. Und ich habe nichts davon verloren, sondern da ich mich durch meine Arbeit als Haushälterin auf dem Lande nährte, konnte ich mein Geld ungehindert meinem Manne überlassen, als ich mich verheirathete, um sich emporzu helfen."

Frau Svensson berichtete weiter Alles, was sie von Marie Gellert wußte; aber da sie um ihrer Tochter willen das Meiste und Wichtigste verschwieg, welches in Verbindung mit unserer Erzählung steht, so stellen wir im nächsten Kapitel Marie Gellerts Schicksal dar, ohne daß wir uns länger an Frau Svenssons Ausdrucksweise zu binden nöthig haben.

Drittes Kapitel.

Ein Gardeoffizier.

Der Wechsel der Wache auf dem Gustav-Adolphs-Markte sollte eben stattfinden. Die Wache des gestrigen Tages und die neue Wache standen mit zu Fuß gesenkten Gewehren vor dem Palaste der Prinzessin Albertina aufgestellt.

Der Marktplatz sah vor einigen und dreißig Jahren gerade eben so aus als jetzt; Gehende und Fahrende eilten der großen Brücke zu oder kamen daher, einige Knaben standen da und bewunderten die militairische Pracht; Theateranschläge an der Ecke des Kastenhofs und am Opernkeller wurden von Theaterfreunden gelesen, das Bild des Heldenkönigs zeigte nach dem Schlosse, der Strom braus'te und ein Hund bellte einen rasselnden Brauerkarren heftig an. Die Uniform der Garde unterschied sich jedoch bedeutend

von der jetzigen, die hohen Hüte mit ihren großen Haarbüscheln vermehrten die Länge der Männer und nahmen sich in der Truppe gut aus, obgleich sich Jeder über eine so unnatürlich schwere Kopfbedeckung wunderte. Was aber damals dem schönsten Markte Stockholms einen eignen Reiz gab, waren die zwei Angesichter, welche man bisweilen in einem Fenster des Palastes entdeckte; das eine erinnerte noch an die Holstein-Gottorpsche Königslinie. Stets liebenswürdig, jetzt Achtunggebietend, die Unglücksfälle, welche ihr Geschlecht erlitten hatte, verzeihend, gedachte Prinzessin Albertina nur der großen Liebe, welche ihr von der Nation gezollt wurde. Wenn das Haus gegenüber der Schauplatz nicht blos für erdichteten, sondern auch für den wirklichen Königsmord*, welcher mitten in der schönsten Lebensperiode ihres Bruders dessen herrliches Lebenslicht aushauchte, gewesen war, wenn der Palast zur Rechten später nicht vermocht hatte, den edelgesinnten, aber als König unfähigen Brudersohn gegen eine Militairintrigue zu schützen, so thronte gleichwohl noch in diesem Palaste der bejahrte, aber seiner Schwester treu ergebene Carl XIII. Auch fand sich daselbst ein neuer Thronfolger, dessen ritterliche Artigkeit sie mit der Vergangenheit fast aussöhnte, indem er ihr sehr schöne Hoffnungen für die Zukunft eingab, für ihr Vaterland nämlich, welches sie doch mehr als alles Andere in der Welt liebte. Deshalb blickte sie noch

mit Ruhe auf das Volk herab, welches sich auf dem Markte regte. Das andere Angesicht neben ihr gehörte ihrer Freundin, der Gräfin Stenbock.

Das Wachzimmer war nur von einem Sergeanten besetzt, als die neue Wache eintrat.

Diese, ein kleiner, rothhaariger Herr mit grauen, schielenden Augen, der auf den gefährlichsten Schlachtfeldern der Neuzeit gekämpft und gesiegt hatte und deshalb mit einem gekrönten Helm beliehen worden war, winkte verstohlen dem Sergeanten zu, welcher sich ihm mit einer gewissen Art von Vertraulichkeit näherte.

„Sergeant,“ flüsterte er heiser, „wie stehen unsere Geschäfte?“

„Nun,“ antwortete dieser, „es ist Alles in Ordnung; wenn der Baron abgelös't wird, so erwarten ihn die Kanzleibedienten auf der Nordbrücke; er pflegt stets in die Stadt zu gehen und dort zu speisen.“

„Ist die Entscheidung gefällt?“

„Natürlich.“

„Er weiß wohl nicht, daß ich der rechte Eigenthümer der Forderung bin?“

„Nein, er glaubt, der Jude ist es, der ihm die Gelder einhändigte.“

„Bravo, laßt uns ihn daher abdanken.“

Der junge Wachposten ging in das kleine Zimmer hinein.

Ein junger Offizier saß hier, schön wie ein Apollobild, aber auch so bleich, und hielt seinen Kopf mit den Händen.

„Was, zum Teufel, ist mit Dir, Richard?“ frug der Eintretende mit einer schwachen Stimme, welche von dem angestrengten Kommandiren heiser geworden war.

Der Angeredete stand auf, lächelte ironisch und sagte:

„Nur ein einziger kleiner Schurke von Teufel verfolgt mich in dieser Zeit. Hier hast Du das Wahrzeichen; ich habe es zum letzten Male getragen.“

„Nun? Willst Du denn Deinen Abschied nehmen?“

„Ja, meine Geschäfte erlauben mir nicht länger, bei der königlichen Garde zu dienen. Du bist dann der älteste der Reihe nach, und der Beförderung gewiß.“

Der neue Wachposten nahm mit einer gleichgiltigen Miene das Wahrzeichen an.

Hierauf reichte der Baron Richard von E., denn dies war er, Gustavs Vater, dem Kleinen seine Hand und sagte:

„Ich danke für die gute Kameradschaft und wünsche Glück zur Beförderung.“

Er entfernte sich mit einer stolzen Haltung und führte seine Abtheilung nach Hause.

Er hütete sich aber, an diesem Tage die Nordbrücke zu passiren, denn seine scharfen Ohren hatten die Unterredung seines Nachfolgers mit dem Zwischencommissionair — dem Sergeanten vernommen.

Der junge Mann sagte für sich, als er fort war:

„Das Geschäft war glücklich, kurios und klug; an einem Abende dem stolzen Baron ein Tausend Banko abzugewinnen, das war glücklich; am andern Morgen ihm dieselbe Summe, ohne daß er wußte, daß ich es war, der ihn bezahlen mußte, zu leihen, das war kurios, und nachher durch eine Entscheidung, da er doch niemals das Darlehn bezahlen kann, ihn aus dem Dienste zu treiben und mir aus dem Wege zu schaffen, das war klug. Ich habe zwar meinen Gewinnst im Kartenspiel verloren, habe aber ihn durch das gewonnene Tausend ersetzt. Lebe wohl, mein Lieber, der alte Kriegeradel muß dem Comptoiradel weichen, ha, ha, ha!"

Nachdem Baron Richard seine Abtheilung hineingeführt hatte, eilte er auf versteckten Wegen zu einem Freunde auf der Regierungsgasse.

„Guten Mittag, Doktor," sagte er, indem er in ein mit Büchern angefülltes Zimmer eintrat, wo sein Freund, ein Arzt, wohnte.

„Nun, ist denn der Teufel los, ich habe einen Brief des Alten bekommen, sieh her, lies selber und

verbrenne ihn sodann, ich kann seinen Styl nicht mehr ausstehen.“

Hierauf warf er sich wie zu Hause in ein altes Ledersopha.

Der Doktor entfaltete den Brief, welchen der Baron vor Aerger zu einer Kugel geballt hatte und las:

„Mein lieber Richard!

„Es wundert mich, daß Du Dich an Deinen Vater wenden und verlangen kannst, eine Spielschuld zu berichtigen. Du führst als Grund meine Spielprincipien an und scheinst fast anzudeuten, daß Du in Deines Vaters Hause Geschmack am Spiel bekommen hast. Du irrst Dich, mein Sohn. Hier wird freilich hoch und gut gespielt, aber stets baar bezahlt; blos Schurken spielen auf Kredit. Ich kann Dir kein Geld mehr schicken. Daß ich meiner Ehre wegen meine eigne Spielkasse nicht angreifen kann, wirst Du begreifen. Sieh zu, wie Du Dich aus diesem unangenehmen Handel herausschlägst. Bei Deinem guten Kopfe muß es glücken; spiele aber nie mehr auf Kredit. Grüße Freund Corpelon und Arnell von Deinem Vater u. s. w.“

„Ja, ich sagte es gleich, Bruder Richard, kein Vater ist liberal, um Spielschulden zu bezahlen. Laß uns aber auf andere Auswege denken.“

„Ich erschieße mich.“

„Wegen Tausend Banko? Du kannst ja Urlaub verlangen und Dich versteckt halten, bis wir die kleine Summe erborgt haben."

„Nein, sobald es bekannt wird, daß ich einen Revers nicht bezahlt habe, und der kleine satanische Rothkopf wird nicht unterlassen, es zu verbreiten, werden alle Andern losfahren gegen mich. Mein Kredit und meine Ehre sind verloren, und das Leben hat keinen Werth mehr für mich."

„Wer Zeit gewinnt, gewinnt Alles; laß sehen, ich bekomme einen guten Einfall. Du brauchst Dich nur krank zu melden, ich, Dein Arzt, gebe Dir das nöthige Zeugniß, denn Du bist seelenkrank, todtkrank, mein Sohn."

„Nun?"

„Du sollst es hören. Ein sonderbarer Herr in Schonen (man ist leicht sonderbar in einer so entfernten Provinz) schrieb vor einiger Zeit, daß er nach Stockholm kommen wolle, um eine Kur zu machen. Der Mann ist blind vom grauen Staar. Auf sein Verlangen miethete ich ihm ein paar Zimmer und jetzt schreibt der Narr, daß er seinen Entschluß geändert habe und schon nach Paris gereis't sei. Ich würde ihn schon geheilt haben."

„Was zum Teufel geht das mich an?"

„Bedeutend. Die Zimmer stehen leer, er hat im Voraus Miethe und Kost auf sechs Monate bei

einer Frau auf der großen Weststraße bezahlt; das Geschäft ist nur durch meine Hände gegangen. Du nimmst ganz einfach seinen Namen an, seine Zimmer und seine Blindheit und kannst Dich so sechs Monate mitten in Stockholm verbergen. Ich besuche Dich jeden Tag, so daß kein Verdacht gegen Dich entsteht, und werde Dich auf der Polizei selbst anmelden, dem Ehrengreise Wannqvist kann man gern die Wahrheit sagen, wir sind dann völlig sicher."

„Nun, wie soll ich heißen?"

„Der Mann heißt Allin und ist Grundstücksbesitzer. Du bist wohl nicht ganz ohne Baarschaft?"

„Oh nein! ich habe noch einige Hundert Reichsthaler. Aber ich wage es nicht, in meine Wohnung zu gehen und die Uniform mit Civilkleidern zu vertauschen."

„Du kannst einen Doktoranzug geliehen erhalten."

„Danke bestens, mein Freund, gebe Gott, daß ich Dich einmal belohnen könnte."

„Wozu würde dies dienen? Ein bezahlter Dienst ist dasselbe wie ein niemals geleisteter."

„Jetzt ist der arme Blinde in seinem Zimmer zur Ruhe gekommen!" sagte an demselben Tage Abends Frau Gellert zu ihrer Tochter.

3*

„Ach, Mama!“ sagte die gefühlvolle Marie, „wir sollten Alles thun, um sein schweres Unglück zu lindern.“

„Er scheint es zu verdienen. Außerdem daß er einer der schönsten Männer ist, welche ich gesehen habe, ist er auch sehr liebenswürdig in seinem Betragen. Wir wollen abwechselnd ihm gute Bücher vorlesen.“

„Und solche wählen, welche die Einbildung fesseln und zugleich das Herz veredeln.“

„Ja, meine Tochter, wir sind glücklich, eine gute That verrichten zu können. Der ehrenwerthe Doktor erzeugte mir einen schönen Dienst, daß er mir den jungen Mann als Miethsmann verschaffte. Wenn ich ihn nicht bekommen hätte, so hätten gewiß meine Zimmer leer gestanden, denn es ist unangenehm, eine Mannsperson in derselben Vorstube zu haben; diesen aber besucht Niemand weiter als der Doktor, und er kann auch nicht ausgehen.“

„Möchte er nur bald sein Augenlicht wieder erhalten.“

„Ja, und wenn Gott uns hilft, so werden wir vielleicht unterdeß die Augen seiner Seele öffnen können.“

„Ist es aber nicht anmaßend, daß wir armen Weiber uns zutrauen, etwas für die Seelenwohlfahrt thun zu können?“

„Gott sieht unsern guten Willen an und hilft uns, wenn die Kräfte mangeln.“

„Verflucht! wie verzweifelt wird jetzt Mariechen und Sophiechen sein!“ — sagte fast in demselben Augenblicke Baron Richard, indem er, eingehüllt in einen Schlafrock von ostindischer Seide, sich auf einem bequemen Sopha streckte.

„Ich bin neugierig, was sie denken werden, alle frohen Geister in Leibrock und Unterrock, wenn ihr Richard auf sechs Monate unsichtbar wird — und vielleicht für immer, denn ich habe jetzt nicht mehr zu hoffen, keinen Ausweg, ein reiches Mädchen, da ich keinen Ausweg von hier aus habe. Das Einzige, was mir jetzt helfen kann, ist der Tod meines Vaters, das ist aber ein unsittlicher Gedanke. Fort, fort damit!

„Meine Wirthin soll eine schöne Tochter haben, sagte mir der Doktor. Hm, das ist doch ein Trost in dieser Einsamkeit. Sie heißt Gellert, daraus kann eine neue Gellertsche Fabel werden. Wenn Jemand vor sechs Monaten mir gesagt hätte, daß ich hier eingesperrt sitzen und den Blinden spielen sollte, so würde ich, auf Ehre, dies für eine dumme Fabel erklärt haben.“

Drei Monate vergingen. Von Tag zu Tag wurden Frau Gellert und Marie mehr eingenommen für

ihren vermeintlich unglücklichen Miethsmann, von Tag zu Tag übte er sich in seinem Spiele als Blinder.

Als er Marie zum ersten Male sah, war es ihm sehr schwer, den Eindruck zu verheimlichen, welchen ihre seltene Schönheit auf sein gefühlvolles Herz gemacht hatte, aber er gewöhnte sich bald an diesen Genuß, ohne sich zu verrathen.

Die beiden Frauenzimmer fanden sich gewöhnlich zur bestimmten Zeit ein, verweilten einige Stunden und lasen ihm abwechselnd vor.

Er hatte jedoch wenig Sinn für das, was er hörte, er war dem allgemeinen Gebrauche der Zeit nach, welcher unter einem großen Theile des Landvolks herrschend war, auferzogen. Er war Meister im Reiten, Fechten, Jagen und Tanzen, aber im Uebrigen ohne alle Bildung, ohne allen tieferen Grund für seine Moralität, als was die Convenienz und die Ehre verlangten. Seine Mutter war eine Frau, welche die Welt liebte, sein Vater ein guter Wirth und starker Spieler.

Wenn Frau Gellert las, sah er blos auf Marien; wenn Marie las, wurde er zugleich von der Anmuth ihrer Stimme entzückt und vergnügte sich, die tausend schönen Nuancirungen ihrer Gesichtszüge zu studieren.

Nie hatten sie einen dem Ansehen nach aufmerksameren Zuhörer gehabt, aber auch nie einen in der That ungelehrigeren Schüler im Guten, als den Baron.

Und der Schein betrog sie. Konnte man auch dieser klaren, weißen Stirne mißtrauen, die freilich etwas niedrig, aber harmonisch war, diesen großen, dunkeln Augen, welche unverwandt vor sich blickten, diesen Augen, welche ihn doppelt einnehmend durch ihre klare Schönheit und ihre vermuthete Blindheit machten? Konnte man diesen dunkelrothen Lippen mißtrauen, welche bisweilen so lieblich lächelten und bisweilen einen Zug des tiefsten Leidens annahmen?

Zur Abwechselung ließ sich der Baron bisweilen zu seinen Miethrinnen führen und brachte halbe Tage bei ihnen zu. Was brauchten sie vor einem Blinden sich zu geniren?

Nicht immer bedeckte Marie ihre schönen Schultern mit einem Shawl und nicht konnte sie sich das Vergnügen versagen, eine bequemere, sorglosere und verrätherischere Stellung einzunehmen, wenn sie hörte, daß seine Blindheit nicht im Geringsten weichen wollte.

Ungeachtet dessen begann der Baron unzufrieden zu werden, denn er konnte nie Marien allein treffen, Mutter und Tochter waren unzertrennlich wie Licht und Schatten.

Eines Vormittags erwartete er vergebens seine zartgesinnten Lehrerinnen. Er ward immer unruhiger, er fühlte deutlich, daß er an Marie schon gefesselt war, daß er sie täglich sehen und hören mußte. Der

Doktor hatte ihn eben nach seiner gewöhnlichen Morgenvisite verlassen und er beschloß deshalb, einen Besuch bei den Frauenzimmern zu wagen; er vermuthete, daß die Mutter genöthigt worden sei, auszugehen und daß Marie nicht allein zu ihm gehen wolle.

Er vergaß nicht seine Rolle als Blinder, sondern tappte sich vorwärts durch die Vorstube und trat in den Saal der Frauenzimmer ein. Niemand war zu sehen, die Thür zu dem innern Zimmer war verschlossen.

Er ging leise über den Fußboden nach dieser Thür, kam aber an den Kachelofen und stieß mit Fleiß seine Stirn so heftig gegen die obere Klappe, daß er glücklicher Weise eine gelind blutende Wunde erhielt.

Er gab einen leisen Ruf von sich, wie vor Schmerz und trat ein paar Schritte zurück.

Seine List gelang. Die Thüre wurde heftig aufgestoßen und Marie allein eilte heraus.

„Mein Gott, was ist geschehen!" rief sie aus, als sie das Blut auf der schönen Stirn sah.

Marie war eben im Begriff, ihre Toilette zu machen und war noch in den weißen Unterkleidern; nur ein paar kleine rothe Pantoffeln bedeckten ihre Füße, weiß, etwas in's Rothe schillernd, wie die einer jungen Taube, und das weiche Haar war in lange Wellen aufgelös't. Aber was that es, er war ja blind!

„Verzeihen Sie," stammelte der Baron „verzei-

hen Sie, gute Frau Gellert," der Listige stellte sich, als wenn er geglaubt hätte, daß es die Mutter sei, um Marien sicher zu machen, „verzeihen Sie, daß ich Sie störe, aber Sie kamen heute nicht zu mir, und ich leide von der Einsamkeit und bin stets glücklich, wenn Sie Beide bei mir sind."

Marie nahm seine Hand, führte ihn in das Schlafzimmer selbst, denn es war kein Sopha auf dem Saale, nöthigte ihn, sich zu setzen, auch eilte sie nach Köllnischem Wasser, um die beschädigte Stelle zu waschen.

Während sie jetzt vor ihm in ihrer leichten Tracht stand, klopfte er ihr auf den bloßen Arm und sagte: „Ich danke tausendmal, gute Frau Gellert."

„Nein!" sagte Marie, über seinen scheinbaren Irrthum lächelnd, der sie sicher machte, „ich bin es, und nicht die Mama. Mama hat heute ausgehen müssen," fügte sie hinzu, indem sie sich zurückzog, „aber weil Herr Allin mit wirklicher Lebensgefahr sich hierher gefunden hat und für seine Kühnheit schon gelitten hat, so würde ich unbarmherzig sein, wenn ich Herrn Allin nicht hier vorläse. Aber sogleich kann ich es nicht thun, denn ich habe erst noch Kleinigkeiten zu verrichten, unterdeß jedoch können wir plaudern."

Darauf setzte sie sich vor den Spiegel und begann ihr Haar zu befestigen.

„Ach!" sagte der Baron, „wenn ich mir von dem

Aussehen des Fräuleins doch eine Vorstellung machen könnte. Es ist angenehm, an Diejenige zu denken, welche so viel Güte beweis't, und ich habe blos ein Nebelbild vor meiner Seele. Fräulein Marie ist gewiß sehr schön?"

„Nein! weit entfernt davon, Herr Allin, ich habe ein ganz gewöhnliches Aussehen."

„Lassen Sie mich spezielle Nachfrage halten, antworten Sie mir aber der Wahrheit gemäß."

„Ich verstehe."

„Wie ist das Haar, schwarz oder hell?"

„Es schimmert sehr stark in's Rothe und ist sehr dünn. Ich verlor es fast ganz in einem Nervenfieber."

„Wie sie lügt!" dachte der Baron, „es ist schwarz und glänzend wie auf den Schwingen eines dunkeln Vogels, und reicher als ich jemals gesehen habe. Aber wie sind die Augen?" frug er.

„Sie sind klein, etwas grau, im Uebrigen aber lebhaft."

Sie waren aber sehr groß, glänzend und dunkelblau, jedes mit einem kleinen Sonnenstrahle.

„Und der Teint?"

„Bleich und durch Sommersprossen verunstaltet."

Aber er war weiß wie eine Lilie an ihrem ersten Morgen, und trug die Reinheit einer Rosenknospe auf den Wangen.

„Und der Mund?“

„Groß!“ lachte Marie, „und mit einigen Zahnlücken!“

Aber der Mund war dunkelroth wie Morellen und die Zähne weiß wie die eines Fisches.

Es trat eine Pause ein, während welcher Marie ihre Toilette vollendete.

Erst als sie endlich ein Kleid anzog, konnte er fortfahren.

„Und die Nase?“

„Ein wenig aufgestülpt.“

Sie konnte jedoch als Muster einem griechischen Bildhauer dienen.

„Und der Wuchs?“

„Ich bin etwas schief!“ lachte Marie, indem sie vor dem Spiegel stand, um zu sehen, wie das Kleid saß.

Aber ihre ganze Gestalt war eine Harmonie, welche eine Frauengestalt angenommen hatte.

„Ist dies Alles wahr? Sie lachen, Sie täuschen mich. Können Sie wirklich meine Einbildung belügen wollen? Können Sie wirklich der Seele eines Blinden ein falsches und verunstaltetes Bild schaffen wollen, welcher während der düstern Träume seiner ewigen Nacht seinen guten Engel in der schönsten Form vor sich sehen will?“

Er sagte dies mit so rührender Wehmuth, daß Marie sogleich ernst wurde.

„Verzeihen Sie," antwortete sie nach einer kurzen Bedenkzeit, „Gott hat mir ein vortheilhafteres Aussehen gegeben als ich verdiene; ich kann es jedoch nicht selber beschreiben, aber gewiß wird Ihre lebendige Einbildung Ihnen etwas Schöneres vorstellen als die Wirklichkeit."

„Aber gewiß ist Niemand schöner als Sie in der Wirklichkeit und Niemand edler. Ach! Marie, wie glücklich wäre ich, wenn ich Dich sehen könnte! Da mir dies aber versagt ist, so wünsche ich noch mehr. Mein Unglück macht mich kühn, verzeihe es dem armen Blinden, wenn er, schon an Deine Güte und Sorgfalt gewöhnt, fürchtet, daß sie enden wird, wenn ich einmal fortgehen muß. Ich wollte gern immer bei Dir bleiben."

Marie, welche vor dem Spiegel ihr Halstuch ordnete, erröthete ihrem eignen Angesicht gegenüber.

„Wir sind allein, Herr Allin! ich kann Ihnen jetzt nicht antworten."

„Darf ich Ihre Mutter fragen?"

„Ueberlegen Sie sich erst Alles genau."

„Hast Du Alles erwogen, Marie?"

„Vielleicht."

„Engel! o daß ich vor Dir niederfallen könnte!

Wo bist Du? Da, wo ich das Rauschen Deines Kleides höre! Empfange die Huldigung meiner Seele."

Und der Baron fiel auf die Kniee, wo er war, und wendete seinen Blick nach oben, als hätte er sie sich oberhalb schwebend vorgestellt, und erhob seine gefalteten Hände wie vor einer Heiligen.

Er war in diesem Augenblicke sehr schön, er war durch seine Blindheit unglücklich, einsam in der Welt; sie war sogleich im ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft zu seinem Vortheil eingenommen worden, sie hatte sich allmählig gewöhnt, Ergebenheit gegen ihn zu hegen, den sie zu pflegen glaubte, dieses Gefühl war schon in zarte Empfindung, in Liebe übergegangen.

„Reich mir Deine Hand, Marie!" bat der Baron und neigte den Kopf.

„Stehen Sie auf, mein Freund."

„Reich mir Deine Hand, ich bin ja blind," bat der Baron, noch auf den Knieen liegend.

Marie gab ihm ihre Hand, er faßte sie mit Heftigkeit, stand auf, schlug seine Arme um sie und küßte sie leidenschaftlich.

„Bleibe mein für immer!" rief er aus.

In demselben Moment ging die Saalthür auf, Marie riß sich schnell los und eilte hinaus.

Ihre Mutter kam zurück.

Der Baron setzte sich auf's Sopha und blickte düster vor sich hin, wie gewöhnlich.

Marie berichtete sogleich, ohne jedoch von ihrer unvollendeten Ankleidung zu sprechen, von des Blinden Eintreten und wie er sich beschädigt hatte.

Der Baron äußerte jetzt in gehörig geordneten Worten seinen Wunsch, Marie zur Frau zu erhalten.

Der Leichtsinnige hatte nicht im Geringsten an die ernsten Andeutungen gedacht, welche einer Ehe rücksichtlich der Festigkeit derselben für die Zukunft vorhergehen müssen, auch nicht an die Unmöglichkeit für ihn, eine Ehe einzugehen, da er verschuldet war und keine Einkünfte hatte. Er wollte nichts weiter, als Marie's Herzen näher kommen, daß er sie zur Frau begehrte, denn er wußte, daß sich dazu kein anderes Mittel fand.

Frau Gellert schüttelte den Kopf bedenklich und machte ein Zeichen, daß man den Baron entfernen sollte.

Dann antwortete sie etwas kalt:

„Ich bin Ihnen, Herr Allin, für Ihr Anerbieten sehr dankbar; aber da es mir sehr unerwartet kommt, so muß ich für uns Beide um Bedenkzeit bitten.“

Der Baron stand auf wie um fortzugehen, Frau Gellert reichte ihm die Hand und führte ihn in sein Zimmer.

Als sie sich trennten, sagte der Baron mit dem Ausdruck wahrer Rührung:

„Machen Sie mich nicht unglücklicher, als ich vorher bin, Frau Gellert!"

Frau Gellert antwortete nichts, sondern kehrte zu ihrer Tochter zurück.

Viertes Kapitel.

Der Andere.

Frau Gellert war so beschäftigt mit ihren Vorstellungen und Plänen, daß sie Mariens Aussehen nicht weiter beachtete, denn sonst würde sie entdeckt haben, was Marie bei dieser Gelegenheit fühlte und dachte.

„Du kannst Dir nicht vorstellen, liebe Marie, wem ich heute begegnet bin!“

Frau Gellert setzte sich sehr ermüdet auf's Sopha.

„Rathe, wenn Du kannst!“ setzte sie hinzu.

„Unmöglich, Mama, besonders, da es ein unerwartetes Zusammentreffen ist.“

„Nun, ich will Deine Neugierde nicht plagen, sie ist gewiß geringer, als meine Lust, zu berichten. Denke, Marie, gerade als ich auf der Nordbrücke war und gleichsam wegen meines alten Mantels etwas verschämt, aber ruhig war, da ich heute braunen Bombasin zu

einem neuen gekauft habe, kommt mir ein Herr in vollständiger Hofuniform entgegen, bleibt stehen, grüßt und fragt, ob er die Ehre habe, wieder gekannt zu sein. Wer glaubst Du wohl, das es war? Kein Anderer, als der vornehme junge Graf, mit dem wir zu Medevi im Sommer vorigen Jahres Bekanntschaft machten."

„Der Kammerjunker Graf von C.?" frug Marie, freudig überrascht.

„Ja wohl, aber kein simpler Kammerjunker, sondern Kammerherr, er erzählte, daß er eben seine erste Aufwartung bei dem Könige gemacht habe. Weißt Du, ich bin gewiß, daß er Dich heirathen will."

„Süße Mama!" antwortete Marie und schüttelte mit einem halben Vorwurfe den Kopf.

„Nun, Du sollst es hören. Eine Mutter sieht einem jungen Manne gleich an, was er mit ihrer Tochter will. Der Graf war sehr froh, mich so unvermuthet zu treffen, ich sah es ihm an, und er sah gar nicht auf meinen alten Mantel, denn er dachte nur an Dich. Wie er artig war, und blos um Deinetwillen, Mariechen."

„Süße Mama, sprich nicht so; ich weiß wohl, daß der Graf mir zu Medevi ein wenig den Hof machte, aber ich habe nicht viel darauf gegeben, denn er ist etwas leichtsinnig."

„Er ist nicht so schön, wie der Blinde, aber viel angenehmer. Und höre nun genau. Er frug viel nach

Dir, wie Du Dich befändest, ob Du auf ihn böse wärest, und bat mich, Dir zu sagen, daß er jetzt ganz anders als früher sei und daß er Dir es zu danken habe. „Ich kann sie nicht vergessen,“ sagte er, „und ich bin ihr sehr verbunden, denn sie hat mich zu einem glücklichen Menschen gemacht. Aber meine Gedanken kann ich nicht alle hier auf der Nordbrücke aussprechen.“

„Ja siehe, Mama, deshalb, weil er Deinen Mantel gewahr wurde.“

„O nein, er sah nicht dahin, sondern sagte: „Erlauben Sie mir, so bald als möglich meine Aufwartung machen zu dürfen. Wann sind Sie zu Hause?“ Wir sind immer zu Hause, sagte ich. „In ein paar Stunden?“ frug er. Sehr willkommen, antwortete ich. „Treffe ich Sie Beide?“ sagte er mit einem besonderen Accente auf Beide. Ja, Herr Graf! antwortete ich. Wir nahmen herzlich Abschied als Schwiegermutter und Schwiegersohn und ich eilte pfeilschnell zu Ullberg, um neues Mantelzeug zu kaufen und nach Hause zu gelangen. Du kannst gewiß sein, daß er sogleich freiet. Putze Alles, denn er ist nicht blind. Wo ist die Bürste? Dein Bureau ist ja staubig!“

Frau Gellert war sich ganz unähnlich; sonst ruhig und verschwiegen, war sie heute sehr sprachselig und aufgeregt. Die gute Mutter hatte sich plötzlich ver=

jüngt gefühlt, da sie dachte, daß ihre Tochter eine gute, glänzende Partie machen sollte.

Kaum hatte sie ihr schon vorher hinreichend ordentliches Zimmer ordentlich aufgeräumt, als der Kammerherr Graf von C. eintrat.

Der Leser vermuthet, daß es eine und dieselbe Person mit dem alten, guten Hofmarschall ist, welche in der jetzigen Periode unserer Erzählung auftritt. Er war damals in seinem besten Alter, nur einige und dreißig Jahr alt.

Der Kammerherr hatte seine Uniform abgelegt und war elegant schwarzgekleidet.

Er grüßte herzlich und warm die beiden Frauenzimmer als ein alter, guter Freund.

Brunnenbekannte haben gewöhnlich eine Art Recht dazu. Der Graf war auch einen ganzen Sommer hindurch täglich mit Marie und ihrer Mutter umgegangen, hatte an ihrer Lectüre lebhaft Theil genommen, welche ihr höchstes Vergnügen war; er war im Verlaufe von zwei Badezeiten immer vertraulicher mit Marien geworden, hatte mit ihr Ideen ausgetauscht, war mit ihr, wenn man es so nennen kann, einen ganzen Cursus in der Lehre von dem Zwecke des Menschen durchgegangen, hatte sich mit ihr in ernste Studien vertieft, viel gestritten, ihren Verstand und Horizont ausgebildet, denn er war geistreich, erfahren und belesen, hatte aber auch von ihr Eindrücke empfangen,

welche seiner moralischen Natur eine neue Richtung gegeben haben.

Mariens sicherer Blick merkte sogleich, daß das ganze Wesen des Grafen verändert war. Als sie zum ersten Male seine Bekanntschaft machte, war er in seinem Aeußeren regsamer, geneigt, mit Worten und Personen zu spielen, sah gern in Allem das Lächerliche, aber selten das Gute; er war bisweilen ein phantastischer junger Mann, ohne einen andern Lebenszweck, als den Genuß, ein verfeinerter Egoist.

Frau Gellert bat, daß sie ihm Chocolade vorsetzen dürfe, und er nahm das Anerbieten auf das Herzlichste an.

Als er auf dem Sopha an dem kleinen, eingeschobenen Tische aus Erlenholz saß, Marien neben sich, wie Frau Gellert weislich angeordnet hatte, sagte er mit etwas ernsterem Tone als vorher:

„Ich habe über ein Jahr mit dieser Visite gezögert, aber es hatte sehr gewichtige Gründe. Zuerst war mein Vater eben gestorben, als ich Ihre Bekanntschaft machte, ich wollte das Ende der Trauerzeit abwarten und meine Besitzungen annehmen. Zum Andern habe ich genau und lange nachgedacht, ehe ich diesen wichtigen Schritt beschlossen habe, den ich jetzt für meine Zukunft thun will. Sie sehen daher, daß das, was ich bald sagen werde, seinen Grund in keiner gelegentlichen Laune hat, sondern schon seit einem Jahre auf

gründlicher Ueberlegung wurzelt. Mein Vorschlag wird auch nicht unerwartet kommen, denn schon lange glaube ich meine Absichten und Gefühle verrathen zu haben. Wenn ich nicht allzuwenig scharfsichtig bin und nicht allzusehr eitel, so glaube ich bemerkt zu haben, daß ich, ohne als zu kühn zu erscheinen, die Hoffnung hegen kann, daß meine Wünsche nicht übel aufgenommen werden dürften."

Hier schloß der Graf und warf einen Blick auf die Mutter, welche ihm ihren Beifall durch ihr ganzes Wesen zu schenken schien. Marie dagegen erbleichte und verbarg durch die langen Augenbrauen den Ausdruck ihrer Augen.

Plötzlich änderte er den feierlichen Ton, denn er konnte nicht länger dabei verharren, weil die Gefühle ihn zu überwältigen begannen.

„Marie!" sagte er, „Marie faßt, was ich meine: Werde meine Gattin, Marie!"

Marie brach in Thränen aus.

„Du weinst, gute Marie?"

Frau Gellert war so gerührt, daß sie sich setzen mußte.

„Du weinst, Marie?" wiederholte der Graf, „habe ich mich getäuscht? Konntest Du mir so viel Güte erzeigen, wenn nicht — —?"

Marie öffnete ihre Augen und sah mit einem schönen Blicke auf ihn.

„Dein Ja liegt in diesem Blicke.“

„Ach nein!“ seufzte Marie, „wenn ich auch gewollt hätte, so kann ich jetzt nicht mehr.“

„Ach! Du hast Dich schon versprochen!“

Es entstand eine düstere Pause.

Keines konnte auf längere Zeit ein Wort sagen und Frau Gellert fühlte auf einen Augenblick einen heftigen Unwillen gegen ihre Tochter.

Der Graf sprang endlich auf, seine Augen wurden feucht und er nahm seinen Hut mit den Worten:

„Lebe wohl für immer, mein schönes Glück!“

„Bleiben Sie noch!“ flüsterte Marie, „und erlauben Sie mir, mich zu erklären.“

Der Graf setzte sich wieder.

Marie begann mit zitternder Stimme das Bekenntniß ihrer Liebe zu dem Blinden, aber je länger sie sprach, desto ruhiger wurde sie.

Ihre Seele erhob sich über die Leidenschaften und Wolken der Erde zu der Klarheit des Himmels, je mehr sie ihren schönen Gedanken entwickelte, einem Unglücklichen, der sie liebte, zu leben und sein Licht und Leitstern zu sein.

Der Graf hörte sie mit Schmerz und Erstaunen aus.

Frau Gellert schüttelte betrübt den Kopf.

„Guter Graf,“ endete Marie, „Sie nennen sich meinen Schüler, Sie billigen meine Ansichten. Wun=

dern Sie sich nicht, daß bei der Vergleichung, die ich zwischen Ihnen und ihm während eines halben Jahres anstellte, da ich die Kühnheit hatte, Ihr Anerbieten vorauszusehen, diese Vergleichung zu seinem Vortheil ausgefallen ist. Sie sind ein Edelmann und reich, die besten Familien werden Sie mit Freuden aufnehmen, Sie sind frei und unabhängig, Sie können wählen. Sie lieben mich, ich glaube es, ich weiß es, aber Sie können leichter meine Gegenliebe verschmerzen, als er. Sie können Tausende meines Gleichen finden in Ihrem Stande."

„Keine Marie," unterbrach sie der Graf, „niemals."

„Er aber hat mich allein, er trägt keinen glänzenden Namen, kein Haus steht ihm offen, er wandelt stets im Dunkeln und kann nicht wählen. Gottes Wille war es, daß er hierher kommen sollte, Gottes Wille ist es, daß ich ihm angehören werde. Ich habe es beschlossen, denn mein Herz sagt es."

„Marie! es ist nicht recht, es ist Uebermuth, sich wie ein Almosen wegzuschenken."

„Lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen, guter Graf, es läßt sich nicht ändern, ich liebe ihn. Verzeihen Sie mir!"

„Was ich in diesem Halbjahr verloren habe! Jetzt lebe wohl, Marie, sei glücklich — und ich bin es auch."

Der Graf stand auf und entfernte sich eiligst.

Marie sah, daß er sich der Thränen nicht länger enthalten konnte.

Es folgte eine schwere Woche für Marie. Die Mutter konnte ihr kaum verzeihen, daß sie so unvermuthet ihre schönsten Hoffnungen vereitelt hatte. Sie versuchte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, den Entschluß ihrer Tochter zu ändern, aber dieser war unerschütterlich. Die Mutter mußte endlich nachgeben.

Nach Verlauf einer Woche kehrte der Graf zurück. Er war bleich, man sah deutlich, daß er viel gelitten hatte, aber sein Blick war ruhig und frisch. Er reichte Marien seine Hand, welche sie gern annahm, und sagte:

„Ich habe nun ausgekämpft und Frieden gefunden. Weshalb sollte ich trauern, da meine Marie sich mit einem Andern glücklich fühlt? Ich bin nicht mehr Egoist. Ich liebe Dich, Marie, so lange ich lebe; ich werde nie eine Andere zur Frau nehmen. Mein Entschluß war zu tief gewurzelt, als daß er von meiner Seite hätte geändert werden können. Dein Herz folge seinem freien Willen. Eins aber bitte ich, künftig Dein Bruder zu sein und zu heißen. Willst Du mir es erlauben?“

„Ja, guter Graf, ich bin stolz darauf.“

„Willst Du mich zu Deinem Sendling, Deinem Werkzeug bei Ausübung guter Thaten machen? Wenn

ich Deine Liebe als Gatte nicht theilen darf, so laß mich Deine Liebe gegen die Unglücklichen theilen. Ja, Marie, ich habe durch die Kraft, welche Du mich gelehrt hast, zu suchen und zu finden, mich selber so besiegt, daß ich jetzt sogar Deinen Mann lieben kann."

Marie lächelte durch Thränen. Sie fühlte sich glücklich, einmal vollständig verstanden zu werden, wie sie glaubte.

Der Graf machte sich bald mit Marien und ihrer Mutter vertrauter und die frühere Geschwisterliebe blühte von Neuem auf.

„Wie heißt Dein Bräutigam?" frug der Graf.

„Allin."

„Allin? O, ich bin mit ihm etwas bekannt. Es ist ein sehr ehrenwerther Mann."

„Ich bin dessen gewiß."

„Er ist sehr vermögend, er hat eine große Besitzung nicht weit von hier. Ich traf ihn vor einem halben Jahre in Helsingborg und er erzählte mir damals, daß er in Stockholm einer Augenkur sich unterziehen wolle. Hat es nicht glücken wollen?"

„Ach nein!"

Frau Gellert wurde durch die Versicherung von Allin's großem Vermögen sehr beruhigt und begann die Sache in einem freundlicheren Lichte anzusehen; sie dachte auch, daß sie und ihre Tochter in einem bürgerlichen Geschlechte ein größeres Ansehen genießen wür-

den, als unter den Verwandten eines Grafen. Als Predigerwitwe glaubte sie dem zweiten Stande anzugehören und daher etwas höher, als die Mitglieder des dritten zu stehen.

„Er ist nicht schön," sagte der Graf, „aber es macht Marien Ehre, daß sie nur auf die Schönheit der Seele sieht."

Marie sah den Grafen mit einem Blicke voll Verwunderung an.

„Ja, ich kenne sehr wohl," antwortete dieser lächelnd, „die edle Weise der Frau, den, welchen sie liebt, zu betrachten; sie verschönert stets. Ich will auch gern mit Deinen Augen sehen, wenn Du mich mit Deinem Bräutigam bekannt machen willst. Aber ehe es geschieht, bitte ich, den Punkt unter uns zu entscheiden, den nämlich, daß wir uns als Geschwister Du nennen."

„Danke vielmals, ich weiß ein solches Feingefühl, eine solche Güte zu schätzen. Willst Du ihn jetzt treffen?"

„Wenn es angeht."

Marie eilte zu dem vermeintlichen Herrn Allin.

„Mein Richard!" sagte sie, indem sie ihm freudig entgegenhüpfte und seine Hand faßte, „ich habe einen Freund bei mir, welcher Deine Bekanntschaft machen will."

„Einen Freund?" frug der Baron mißtrauisch,

indem die Augenbrauen sich zusammenzogen und die dunkeln Augen von einem Ausdrucke flammten, der sie fast erschreckte.

„Ja, Richard, einen guten Freund, ich will Dir nachher Alles anvertrauen."

„Alles?" wiederholte der Baron. „Alles? was soll das heißen?"

„Du bist heute sonderbar, guter Richard. Aber Du wirst Dein Betragen ändern, wenn Du Alles erfahren hast. Du sollst wahrhaftig wegen der finstern Blicke auf den Knieen um Verzeihung bitten. Ach nein, Richard! verzeihe mir, blicke wie Du willst, ich vergaß Dein Unglück, ich glaubte, daß Du auf mich sähest."

Der Baron veränderte sich schnell, er wäre eben fast aus seiner Rolle gefallen.

„Verzeihe mir," sagte er und starrte in die Höhe, „daß ich mißtrauisch bin. Andere sehen Dich, wenn sie wollen, ich aber niemals."

„Du siehst meine ganze Seele; sie sehen blos das Aeußere eines vergänglichen Körpers."

„Das ist wahr. Aber wer ist denn der Freund?"

„Der Kammerherr Graf von C., dessen Bekanntschaft ich in Medevi machte."

Der Baron trat einen Schritt zurück vor Verwunderung und Schrecken.

„Ja, ja, Du magst wohl etwas verwundert sein.

Der Graf sagt, daß er Dich kennt, und ich glaube, daß nur durch seine Zeugnisse über Dich Mama sich endlich bewegen ließ."

„Seine Zeugnisse? Das wundert mich."

„Ja, er rühmte Dich und sagte, Du habest Deine Besitzung nicht weit von der seinigen."

„Meine Besitzung? Ich begreife kein Wort."

„Nun, erinnerst Du Dich nicht, daß Du ihn vor einem halben Jahre in Helsingborg trafest, wo Du ihm erzähltest, daß Du hierher reisen und eine Augenkur gebrauchen wolltest?"

„Ja, jetzt begreife ich!" sagte der Baron und lachte laut, „ja, jetzt erinnere ich mich! Der Graf ist ein Frauenzimmernarr, im Uebrigen aber ein ehrenwerther Mann. Aber ich will ihn nicht treffen. Wir sind so wenig bekannt; ich will kein Wunderthier sein. Er will sehen, wie der Blinde als Bräutigam aussieht. Nein, bitte ihn um Entschuldigung, sage, daß ich mich unwohl befinde. Ich befinde mich, hol' mich der Teufel, wirklich nicht wohl!"

Marie erschrak bei diesem heftigen Fluche; sie rechnete diesen Rückfall in alte Gewohnheiten, welche sie sich wegzuschaffen bemühte, nur der verzeihlichen Melancholie des Blinden zu.

„Aber thust Du jetzt nicht Unrecht, süßer Richard? Der gute Graf sagt, daß er Dein Freund werden will."

„Sagt er das, der Schurke? Aha! ein guter Bursche, welcher in Zeiten sich bei dem Blinden einstellen will, der eine Frau bekommt, deren Schönheit er nicht selber würdigen kann!“

„Du urtheilst streng, Richard, aber Du hast vielleicht im Allgemeinen Recht, obschon nicht diesmal. Und ich muß mich nach Deinen Wünschen richten. Du willst ihn also nicht empfangen?“

„Niemand, Niemand, Maria! so lange ich hier so unglücklich bin.“

„Wie Du willst,“ antwortete sie und eilte wieder zu ihrer Mutter.

„Nun, das wäre allerliebst gewesen!“ sagte der Baron, als er allein war, „wenn mein lieber Verwandter, der geschwätzige, närrische, unnöthigerweise geschäftige Herr Fideikommissar mich hier zu sehen bekommen hätte. Es wäre ein verfluchtes Schauspiel geworden, ich wäre als ein Betrüger entlarvt worden. Ha! sie ist leichtsinnig, sie will sich mit dem Blinden verheirathen, um dann so viele mehr zu haben, welche sehen, ohne daß es etwas bedeutet, weil der Mann nicht sieht. Die Listige! — bah! armes Lamm, ich liebe Dich, — wie sollte man unterlassen können, Dich zu lieben! Ich mißtraue Dir ohne Grund. — Aber die Weiber sind so unzuverlässig — sie liebt vielleicht nur meinen vermeintlichen Reichthum. — Ich sollte mich mit ihr verheirathen? Welche Thorheit! Daran habe

ich nie gedacht und werde auch niemals daran denken. Aber ich liebe sie sehr.“

Marie kam nach einer kurzen Zeit auf's Neue allein zurück. Nachdem der Graf gegangen war, hatte ihre Mutter gesagt:

„Nun, in Gottes Namen, nimm Deinen gesegneten Allin, nachdem der Graf bezeugt hat, daß er reich und ein ehrenwerther Mann ist.“

Der Baron hatte sich auf sein Sopha gesetzt. Marie nahm zum ersten Male ihren Platz auf seinen Knieen, schlug ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn.

Darauf erzählte sie ganz ungekünstelt von der Freierei des Grafen, von ihrer abfälligen Bescheidung, von ihren Gründen dazu.

„Du bist wahrhaftig ein Engel, Marie!“ sagte der Baron. „Eine derartige Entsagung zeigt wirkliche Liebe und hohen Sinn. Du sollst aber, auf meine Ehre, dabei nicht verlieren.“

Der Baron äußerte dies so heftig und mit so sonderbaren Geberden, daß Marie sich aus seinen Armen losriß.

Der Baron stand auf, ging in der Stube auf und ab und schien zu überlegen.

„Ich habe sie betrogen,“ sagte er für sich, „ich habe mich auch bei ihr betrogen. Ich hielt sie für ein ganz gewöhnliches, obgleich göttliches schönes Mädchen.

Sie liebt mich also. Dann wird sie meinen Betrug verzeihen, besonders wenn sie den Grund hört, so wie, daß es kein überlegter, auf sie abgesehener Plan war. Unangenehm ist es, daß es nicht angeht, sich hier in Stockholm unter einem erdichteten Namen zu verheirathen. Das verdammte Aufgebot und die pfarramtlichen Zeugnisse! Verfälschen kann ich nicht. Ich müßte ihr Alles anvertrauen. Aber das ist doch gefährlich. Wohin soll dies führen? Wenn ich doch aus der verdammten Stadt kommen und sie mit mir nehmen könnte!“

„Marie!“ sagte er heftig und blieb stehen. „Du hast also Dich entschlossen?“

„Ja, mein Freund,“ antwortete sie ruhig.

„Du bist bereit, meine Gattin zu werden? Darf ich das Aufgebot ausbringen?“

„Wenn Du meinst und meine Mutter nichts dagegen hat.“

„Ich will meinen Freund, den Doktor, bitten, zum Pastor zu gehen.“

„Nein, nicht hier, mein Freund, denn wir sind noch auf dem Lande eingeschrieben, wo meine Mutter ihr Gut hat.“

„Wo Dein Vater Prediger war? Göttlich!“

Marie konnte nicht begreifen, warum dies so göttlich war.

„Können wir nicht dahin reisen und uns dort

trauen lassen? Du siehst ein, daß der Blinde kein Schauspiel hier in der Stadt sein will.“

„Jetzt verstehe ich Dich und stimme Dir vollkommen bei; aber weißt Du, ich fange an zu glauben, daß Du nicht mehr blind bist, Du hast gewiß Dein Gesicht wiedererhalten, denn Du siehst so auf mich. Verbirg es mir nicht, Du würdest mich unbeschreiblich glücklich machen, wenn Du nicht mehr unglücklich wärest.“

„Ach! ich bin noch sehr unglücklich!“ seufzte der Baron.

Marie setzte sich wieder auf seine Kniee und begann seine Augen zu küssen.

Die Gefühle des Barons für Marien waren anfangs nur eine sinnliche Entzückung über ihre Schönheit gewesen. Nachdem er ihr edles Herz hatte kennen lernen, hatte er angefangen, sie hochzuachten; es ist jedoch wenig glaublich, daß er, aus einem hohen Geschlechte, es mit ihr ehrlich meinte. Der Widerwille gegen Mißheirathen war damals stärker bei dem Adel, als jetzt. Von dem Augenblicke an aber, wo er hörte, daß sein Verwandter, der Graf, förmlich um ihre Hand geworben hatte, hörte sie auf, ein gewöhnliches bürgerliches Mädchen zu sein. Diejenige, welche der Chef der Familie seiner würdig erachtete, sie war es auch für ein jüngeres Glied der Familie.

Fünftes Kapitel.

Der Rechte.

Einige Wochen darnach wanderte der Kammerherr Graf von C. auf der Nordbrücke auf und ab.

Ganz unvermuthet begegnete er einem kleinen Herrn mit grünen Glasaugen und breitgekremptem Hute.

Er starrte eine Weile den Grafen an, ging vor ihm erst vorbei, kehrte aber sodann wieder um und grüßte.

„Gehorsamster Diener!“ sagte er; „habe ich nicht die Ehre, von dem Herrn Grafen wieder erkannt zu sein?“

Der Graf musterte ihn mit einiger Verlegenheit, wozu sich etwas Neid gesellte.

„Wenn ich nicht irre, so ist es Herr Allin!“

Es war der wirkliche Allin.

„Ja," antwortete dieser; „es war mir doch, als wenn ich einen Bekannten traf; Sie sind ja Graf von C."

„Ja, Herr Patron; ich gratulire Ihnen in doppelter Hinsicht."

„He he he, Sie sind stets witzig. In doppelter Hinsicht, das heißt, erstens wegen meines wiedererlangten Gesichts, — gedankt sei es den Aerzten in Paris, — und zweitens wegen meiner prächtigen Glasaugen, welche ich in Hamburg gekauft habe."

„Ich bitte um Verzeihung, ich meinte es nicht so; aber weil Sie selber die Sache umgehen, so mag es gern auf sich beruhen. Gehorsamster Diener!"

„Nein, bleiben Sie! Sie wenden sich fort? Ich will nähere Erklärung haben."

„Nun, darf ich zu der bevorstehenden Hochzeit Ihnen gratuliren?"

„Hochzeit? was ist das für ein Spaß? Ich verstehe Sie nicht. Erklären Sie sich näher."

„Verzeihen Sie mir," antwortete der Graf, vor Harm erröthend, „mißbrauchen Sie der Art das Vertrauen des edelsten Weibes?"

„Weibes? Vertrauen? Auf meine Ehre! ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen. Erklären Sie sich!"

„Ist es nicht Ihr Ernst mit der Verbindung mit Fräulein Gellert? Wollen Sie einen Betrug begehen?"

„Die Verbindung mit der Frau Gellert, wollen Sie sagen.“

„Frau Gellert?“

„Ja wohl, mit der Frau Gellert hatte ich ein kleines Geschäft.“

„Kleines Geschäft?“

„Gewiß, klein für mich, aber groß und gut für sie. Sie verdiente etwas bei dem Handel, denn ich bezahlte im Voraus, machte aber keinen Ernst mit der Sache. Es reut mich nicht, denn sie ist bescheiden und dankbar. Ich bin aller Verbindlichkeit frei und ledig.“

Jetzt erbleichte der Graf vor Zorn.

„Herr, wenn es nicht auf der Nordbrücke wäre, so würde ich ...“

Seine Hand mit dem Spazierstocke zitterte unfreiwillig.

„Erklären Sie sich? Was soll das für ein Spaß sein?“

„Ein leichtgläubiges Mädchen zu verführen und sodann von ihr zu sprechen, wie von einer ...“

„Ich, ein Mädchen verführen? Dies habe ich, auf meine Ehre! nie gekonnt.“

„Haben Sie nicht länger als drei Monate bei Frau Gellert gewohnt und sich mit ihrer Tochter verlobt, deren edelmüthiges Herz Sie betrogen haben. Antworte, Schurke!“

„Ich sage ja, daß ich bei Frau Gellert nicht ge-

wohnt, dennoch aber im Voraus meine Miethe bezahlt habe."

„Haben Sie nicht dort gewohnt? Ich habe ja mit eigenen Ohren sie von ihrer Liebe und Verlobung mit Ihnen zu Ihnen sprechen hören? Und unglücklicherweise auf mein Fürwort, auf mein Zeugniß von Ihrer Rechtschaffenheit gab die Mutter ihren Beifall."

„Entweder narren Sie mich, oder ich bin närrisch oder Sie sind närrisch. Wie ich sage, auf meine Ehre, so ist es: ich habe nie ein Fräulein Gellert gesehen und auch nicht die gute Frau, welche ihre Zustimmung gab!"

„Kann eine Betrügerei darunter verborgen sein?" dachte der Graf und sagte:

„Haben Sie Eile?"

„Nein, ich gehe nur, um mir Appetit zu verschaffen."

„Wollen Sie mir bei Frau Gellert Gesellschaft leisten?"

„Ja, ich bin in Richtigkeit mit ihr gekommen. Der Doktor, welcher in meinem Namen miethete, hat mir im Auftrage jener Frau angeboten, zurückzuzahlen, was ich bezahlt und nicht benutzt habe, aber es kümmerte mich nicht sehr, denn was ich sage, thue und bezahle, nehme ich nie zurück."

Die beiden Herren gingen nach der großen Wasserstraße zu.

Ungefähr zu derselben Zeit war Marie bei dem Baron gewesen. Ein Bote vom Lande war da, welcher einen Brief an den Probst mitnehmen sollte, damit die beiden Liebenden aufgeboten würden.

„Küsse meine Augen, Marie!“

Marie gehorchte ihm.

„Deine Küsse geben mir das Gesicht zurück. Weißt Du, ich fange an, besser zu sehen.“

„Barmherziger Gott, sei ewig gepriesen!“

„Weißt Du, ich sehe recht gut, wie sehr schön Du bist. Ich sehe jetzt die Farbe Deines Haares und Deiner Augen, schelmische Marie. Liebst Du mich aber dennoch, obschon ich nicht blind bin?“

„Welche Frage!“

„Aber wenn ich niemals blind gewesen wäre, so hättest Du mich nie lieben lernen?“

„Vielleicht nicht, guter Richard; aber jetzt liebe ich Dich einmal, das läßt sich nicht ändern.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“

„Wenn Du so fragen kannst, so liebst Du mich nicht so, wie ich Dich liebe.“

„Wenn ich nun Dich sogar betrogen hätte?“

„Betrogen? Das glaube ich nicht!“

„Ja, Du sollst es jetzt hören. Du sollst Alles hören, und dann richte. Ich werde Nichts verheimlichen. Liebst Du mich, so verzeihst Du Alles; verzeihst Du nicht, so liebst Du nicht und kannst Dich

ohne Schmerz von mir trennen, ohne Vorwürfe. Ich würde ohne Beides von Dir nicht scheiden können!“

Baron von C. erzählte nun ohne Rückhalt sein Mißgeschick, seinen Leichtsinn, seine schlechten Umstände und wie er in der Stunde der Noth genöthigt worden sei, unter einem fremden Namen sich zu verbergen, und schloß:

„Nun weißt Du Alles; kannst Du mir dennoch verzeihen, mich dennoch lieben?“

„Ja, Richard,“ antwortete Marie, welche ihn mit gespannter Aufmerksamkeit angehört hatte, „wenn ich Dich vorher wegen Deines Unglücks liebte, so liebe ich Dich jetzt Deiner Aufrichtigkeit wegen!“

Eine herzliche Umarmung folgte auf diese edle Antwort.

„Und ich darf das Aufgebot auf dem Lande bestellen?“

„Wenn Mama nichts dagegen hat!“

„Der Eine von C. ist gewiß eben so als der Andere.“

„So gut? Kann ich mich darauf verlassen?“

„Hüte Dich, Du machst mich eifersüchtig!“ sagte der Baron und sah finster aus.

„Aber wie willst Du Deine Geschäfte in Ordnung bringen? Es ist schwer, muß aber doch gehen. Du hast zu zeitig wegen Deiner Angelegenheiten verzweifelt. Du hast von Deinem Vater ein großes Erbe

zu erwarten; Du bekommst wieder Credit, wenn Du Deinen ränkevollen Kamerad bezahlst. Ich habe ein kleines väterliches Erbe, ungefähr so viel, als Du schuldig bist; wir werden damit bezahlen, wenn wir verheirathet sind; Mama soll nichts davon wissen, denn dann würde sie vielleicht Hindernisse in den Weg legen. Nachher wollen wir arbeiten und vorsichtig und haushälterisch leben. Du wirst ein Landgrundstück pachten und ein ordentlicher Mann werden; sage, willst Du das, mein Richard?“

„Ja, Mariechen, Du hast mich schon sehr umgewandelt, Du wirst es künftig ganz und gar thun!“

„Gott sei gelobt!“ seufzte Marie und erhob ihre Augen nach oben.

In diesem Moment öffnete sich die Thür zu dem Vorzimmer des Barons und zwei Personen traten ein.

Der Baron ließ die Thür zwischen den beiden kleinen Zimmern offen stehen und trat unerschrocken zu den Fremden.

Es war Graf von C. und Herr Allin.

Der Baron grüßte frei und herzlich seinen Verwandten, aber sehr vornehm den Andern, welcher ihm durchaus unbekannt war.

„Willkommen, Cousin!“ sagte er zum Grafen.

Der Graf präsentirte etwas verächtlich die beiden Herren einander:

„Der Kammerherr, Baron von C.! Herr Allin!“

Der Baron und Herr Allin schienen verwundert, aber der Baron erholte sich bald und sagte:

„Mein lieber Verwandter gibt mir einen höhern Titel, als ich verdiene; ich bin nur ein einfacher Kammerjunker und war Fähndrich bei der Garde, mit dem Abschiede eines Lieutenants.“

„Was ist gefällig, Cousin?“ antwortete der Graf, „ich rede Wahrheit. Hast Du keine Vollmacht erhalten?“

Und zugleich flüsterte er dem Baron einige Worte in die Ohren, welche diesen veranlaßten, vor Freude aufzuspringen und zu Marien zu stürzen; er nahm sie bei der Hand, führte sie zu den Fremden heraus und präsentirte sie feierlich als seine Verlobte, Fräulein Marie Gellert.

„Fräulein Gellert? erklären Sie sich hier, mein lieber Graf!“ sagte Herr Allin und rümpfte die Nase.

Der Graf und der Baron schüttelten herzlich einander die Hände.

„Gott mache euch Beide glücklich!“ sagte der Graf und fügte leise, zum Baron geneigt, hinzu: „Und Dich zu einem gesetzten Manne!“

Nachdem Herr Allin, der wirkliche nämlich, abwechselnd die übrigen drei Personen im Zimmer dem wohlgerichteten Feuer seiner grünen Glasaugen ausgesetzt hatte, sagte er endlich:

„Meine Herrschaften, ich verlange Erklärung dieses Vorfalls!“

Der Mann schnarrte etwas, wenn er erzürnt war, und die Nase färbte sich roth. Die Anwesenden würden erschrocken sein, wenn sie die Bedeutung dieser Röthe auf der Nasenspitze gekannt hätten. Seine Untergebenen in Schonen wußten es nur gar zu gut, es bedeutete Schläge für diese Gesellschaft.

„Es ist hier Alles klar!“ scherzte der Graf.

„Zum Teufel! hat man nicht meinen Namen gemißbraucht?“

„Einen Namen habe ich gebraucht, aber ohne zu wissen, daß Sie denselben führten. Jetzt habe ich ihn wieder abgelegt und in den Winkel geworfen,“ antwortete der Baron stolz.

„Sie haben nicht blos meinen Namen gebraucht, Herr Baron, was ich verzeihen würde, sondern auch meinen Titel, meine frühere Blindheit, ja meine ganze Persönlichkeit, um ein Mädchen an sich zu locken! Wie? Habe ich nicht die ganze List entdeckt?“

„Ja, Sie haben vollkommen Recht. Die Noth zwang mich, meinen eigenen Namen und Stand zu verheimlichen; aber ich war zu stolz, den Namen einer andern, als einer ehrenwerthen und angesehenen Person zu leihen. Unter diesem Namen habe ich die schönste und edelste Braut in der Welt gewonnen, ich bekenne es. Wollen Sie nun wirklich das Recht Ihres Namens

geltend machen und mich als Ihren Repräsentanten ansehen, um selbst diese Braut in Empfang zu nehmen?“

Herr Allin trat einen Schritt zurück und antwortete erschrocken:

„Nein, ich kann mich nicht verheirathen; alle Verbindlichkeiten, welche Sie, Herr Baron, in meinem Namen auf sich genommen haben, mögen Sie selbst erfüllen. Ich protestire.“

„Nun, dann sind wir gute Freunde!“ sagte der Baron und reichte ihm seine Hand; „ich danke für den Gebrauch eines so ehrenwerthen und wohlbekannten Namens.“

Herr Allin erheiterte sich sichtbar bei diesen Worten, nahm die dargebotene Hand an und antwortete:

„He he! ehrenwerther Name, ja, glaube es gern, würde im Augenblick 100,000 Thaler darauf erhalten.“

Marie hatte sich inzwischen entfernt, so daß die Herren allein waren.

„Verzeihen Sie, sind Sie, Herr Baron, nicht der Sohn des alten Majors auf Gröwick?“ frug Allin.

„Ja, er war mein Vater.“

„Nun, dann habe ich die Ehre, Ihnen zu gratuliren, der Alte hat mehr nachgelassen, als man vermuthen konnte; ich glaube, daß ein jedes der Kinder an 50,000 Banko erhält, nachdem die Majorin das Ihrige erhalten hat.“

„Ja, Gott sei gelobt; Herr Allin!“

Es war eben die Neuigkeit von dem Todesfalle, welche der Graf dem Baron zugeflüstert hatte, sowie daß der letztere in derselben Zeit zum Kammerherrn befördert worden war.

„Gott sei gelobt, daß mein Vater starb!“ sagte der Baron, nachdem die Herren sich verabschiedet hatten, „und daß ich Kammerherr wurde; jetzt habe ich den Rang eines Obersten, und keine Hindernisse finden sich jetzt mehr, um meine Ehe mit dem schönen Engel zu vollziehen.“

Nach dem Ende der Trauerzeit wegen seines Vaters ließ sich der Baron mit Marien trauen, und Frau Gellert war zufrieden, daß Marie, wenn auch nicht Gräfin, so doch wenigstens Freiherrin von C. wurde.

Sechstes Kapitel.

Der Engel stirbt.

Alles verwandelt sich hier auf Erden und besonders in Paris.

Wo vor kurzer Zeit noch umfangreiche Gärten und Haine waren, sind jetzt große Häuser, Handelsetablissements und lebhaftes Treiben.

Wo neulich noch die Erdschnecke langsam durch Wälder von Kohl kroch, dort jagen jetzt über das neue Straßenpflaster Wagen, Tilbury's, Reiter, Grisetten und Arbeiter. Nur der eine und andere stille Bummler erinnert noch an die philosophische Ruhe der Erdschnecke.

Vor einigen und dreißig Jahren fand sich ein Park in der Barrière de Menilmontant, hinter welchem ausgedehnte Anpflanzungen, und ungefähr in der Mitte davon ein einziges Wohnhaus an der Ecke von zwei

noch unangebauten Straßen, der Rue de Lorillon und Rue de Ferdinand, sich befand.

Es glänzte dieses Haus so weiß und einladend zwischen den hohen Pappeln hervor, deren Spitzen um sein gelbes Ziegeldach wehten.

Ein schmaler und spitziger Giebel dieses Hauses lag nach der Barrière de Menilmontant zu und an diesem Giebel war ein einziges Fenster, welches zu einem Zimmer des ersten Stockwerks gehörte.

Längs der weißen Kalkwand schlangen sich zu dem Fenster hinauf und umgaben dasselbe mit einem lebhaften Grün und blühenden Rahmen einige Caprifolien von ungewöhnlicher Ausdehnung und Größe.

Das Fenster stand offen für die frische Frühlingsluft, welche in ein einfaches meublirtes Zimmer hineinströmte, nachdem sie die Wangen eines jungen, schönen Weibes geliebkos't hatte, welche mit gedankenvollen Augen in die schöne Aussicht über wohlgepflegte Gärten blickte, wo Blumen, eßbare Gewächse und Fruchtbäume mit einander abwechselten; quer durch die schönen Anpflanzungen bahnte sich ein kleiner Weg, von Hagedornhecken begrenzt, welcher den schönen Namen ruelle du Moulin jolie trug und sich an einen prächtigen Park anschloß, welcher das damalige Ende der Straße Menilmontant schmückte.

An dem offenen Fenster saß, wie wir schon gesehen haben, ein junges Weib, so schön, daß kein Un=

glück sich erkühnt haben dürfte, sich ihr zu nähern; aber man sah jetzt, daß dies schon geschehen war, denn Thränen erglänzten bisweilen in den langen Augenwimpern, gleichwie Thautropfen auf den feinen Blättern einer Blume. Eine Dienerin näherte sich ihr eilig und sagte:

„Durchaus vergebens!“

„Stets vergebens!“ seufzte die Angeredete und sah empor zu dem klaren Himmel.

„Niemand hat von ihm gehört.“

„Niemand?“

„Bist Du in St. Pelagie gewesen?“

„Ja, aber man antwortete, daß sich keine Person mit seinem Namen dort aufhalte.“

„Und der Maire konnte mir keinen Trost geben?“

„Der Maire lachte nur und sagte: Grüße Dein liebes Madamchen und sage, daß der Baron bald nach Hause kommt, denn er ist vielleicht auf die Jagd ausgefahren.“

„Ach, wenn doch der arme Richard wüßte —!“

„Aber ich glaube,“ sagte die Dienerin, „daß man sich um den Baron nicht zu ängstigen braucht, denn er ist nur außer dem Hause, um sich vom Abend bis zum Morgen zu vergnügen. Er ist ja in der letzten Zeit in drei Monaten nicht öfter als drei Nächte zu Hause gewesen.“

„Er treibt es, wie es ihm gefällt, liebe Karoline,

er ist Herr in seinem Hause, und wenn ich nicht klage, so darfst Du auch Nichts sagen," antwortete die Freiherrin von E. mit ihrer milden und ruhigen Stimme.

Es war das dritte Jahr seit ihrer Verheirathung, daß sie sich in Paris aufhielt, und drei Monate, nachdem sie ihren dorthin vorausgereis'ten Mann aufgesucht hatte.

„Ja, aber ich darf doch der Freiherrin genau sagen, wie es ist."

„Still, meine liebe Karoline."

„Ich kann mich nicht halten, Freiherrin; der Baron ist jede Nacht im Theater und auf Maskeraden, während seine Gemahlin um seinetwillen sich außerhalb des Hauses nicht zeigen kann. Soll nicht ein Mann seiner Frau Gesellschaft leisten?"

Die Freiherrin sah nämlich ihrer Niederkunft entgegen.

„Nein, Karoline, ich habe ihn gebeten, sich zu vergnügen."

„Ja, er thut es willig; die Thorwärterin des Hotels, wo er wohnt, obschon er auch hier zu Hause ist, sagt, daß er jede Nacht spielt. Er verspielt nur all' sein Geld."

„Ich weiß es, Karoline, aber ich habe kein Recht, es ihm vorzuhalten. Ich wußte, daß er zum Spiel Neigung hatte, bevor ich mich mit ihm verheirathete.

„Er hätte die Gewohnheit ablegen sollen, nach-

dem er verheirathet war; man muß einen schlechten Geschmack haben, um mehr Gefallen an Kartendamen als an seiner Frau zu finden.“

„Du bist mehr meine Freundin, als meine Dienerin, Karoline, aber Du darfst nicht in der Weise von meinem Manne sprechen.“

„Nun weiß ich, weshalb er mehr an Kartendamen Gefallen findet; deshalb nämlich, weil er hier bei jedem Spiele eine Abwechslung hat.“

„Du machst mich verdrießlich, Karoline.“

„Die Freiherrin muß die Wahrheit wissen. Die Thorwärterin sagt auch, daß er bei Abend in Gesellschaft mit Schauspielerinnen und Grisetten fortfuhr.“

„Die Thorwärterin verleumdet nur. Noch bin ich seiner Treue gewiß, Karoline.“

„Nun, nachdem ich beschlossen habe, Ihnen die Augen zu öffnen, Freiherrin, so werde ich Alles sagen. Der Baron hat ein uneheliches Kind in Stockholm.“

„Ich weiß es, Karoline, er hat davon gesprochen, und ich habe mehrere Male den kleinen Knaben besucht. Er heißt Gustav Dulkert, eine Zuname, welchen ich ihm gegeben habe, weil er über den Augen fast einer Taube ähnlich sieht.“

„Potztausend, daß die Freiherrin dies Alles weiß! Aber Eins weiß die Freiherrin nicht.“

„O ja, ich weiß es.“

„Nein! nicht wissen Sie es, nämlich daß der Baron

mir selbst den Hof gemacht hat, und mich vor einigen Tagen auf einer Maskerade bethören wollte, aber ich sagte ihm die Wahrheit, und daß wir Beide uns gegen die Freiherrin, welche so gut ist, nicht so schlecht aufführen dürfen."

„Mein liebes Kind, weine nicht," antwortete die Freiherrin, als Karoline zu schluchzen anfing; „der Baron ist voller Launen und Scherz, aber es findet sich nichts Böses in ihm. Er wollte sich nur mit Dir einen Spaß machen und versuchen, ob Du so sittsam und mir so ergeben wärest, wie ich ihm gesagt habe, daß Du bist."

„O nein," murmelte Karoline, „er betrug sich nicht auf diese Weise."

Aber die Freiherrin wollte keine weiteren Verleumdungen von ihrem Manne hören.

„Daß ihm nur kein Unglück in dieser großen Stadt begegnet sein mag! Er ist bis jetzt vierzehn Tage lang weggeblieben, ohne mich wenigstens auf ein paar Stunden zu besuchen. Er mag sich gern vergnügen, wenn ich nur nicht unruhig seines Geschickes wegen zu sein brauche; er hat mich so glücklich durch seine Liebe gemacht, und siehe, Karoline," fügte sie hinzu, „hat er mir nicht die schönste, angenehmste und ruhigste Wohnung gewählt? ein kleines Landgut in einer der geräuschvollsten Städte."

„Ach! wie die Freiherrin gut und mild ist, ich

könnte niemals eine solche Geduld mit einem Manne haben."

„O ja, wenn Du ihn liebtest und er Dich liebte."

„Eine schöne Liebe, welche mit jeder beliebigen Grisette getheilt wird."

„Stille, Karoline."

In demselben Moment öffnete sich die Thür des kleinen Zimmers und Baron Richard stürzte herein, bleich und mit verstörtem Aussehen.

„Geh' fort, Karoline," sagte die Freiherrin.

Richard eilte auf Marien zu, warf sich vor ihr auf die Kniee, verbarg sein Angesicht an ihrer Brust und schluchzte laut wie ein Kind.

Marie ergriff mit ihren Händen seinen Kopf, küßte seine schönen Locken und sagte:

„Beruhige Dich, mein Richard! Sprich, ich bin auf Alles vorbereitet!"

„Ach! ich komme, um Dir ein ewiges Lebewohl zu sagen, denn ich bin nicht werth, zu leben, ich bin nicht werth, Dich zu besitzen!"

„Sprich nicht so, mein Richard; ich bin ja stets die Deine, wo Du auch sein magst."

„Nein! Marie, höre mich und verfluche mich. Ich bin Dir untreu gewesen, ich habe mich in unreine Genüsse gestürzt, ich habe gespielt und mein ganzes Vermögen zerstört, ich bin ein schlechter Mensch!"

„Ich weiß ja schon aus Deinen Bekenntnissen

Alles und habe Dir schon verziehen. Möge Gott Dir auch verzeihen.“

„Du weißt nicht Alles, Marie! Aber ich will es Dir sagen, da Du mich gewöhnt hast, vor Dir zu beichten. Aber dann müssen wir scheiden.“

„Niemals, Richard, wenn Du auch ein Verbrechen begangen haben solltest, so folge ich Dir in's Gefängniß, um Dich zu trösten und Deine Strafe zu lindern.“

„Ich bin ein schlechter Mensch. Ich habe nicht blos mein Vermögen verspielt, sondern mich auch in Schulden gebracht. Ich habe falsche Wechsel ausgegeben, Marie, in zwei Stunden lös't man sie ein, und ich bin verloren. Ich werde zu den Galeeren verurtheilt.“

„Wie groß ist die Summe, Richard?“ frug Marie ruhig.

„Zwanzigtausend Francs, sie können unmöglich geschafft werden!“

„O nein, mein Freund! Du weißt ja, daß ich das Erbtheil meiner Mutter erwartete, es ist etwas mehr als diese Summe, ich habe es eben heute durch die Post in guten Wechseln aus Stockholm erhalten. Es reicht zu, um Deine Schulden zu bezahlen und nach Schweden zurückzureisen. Noch besitzest Du ja eine halbe Hufe Land zu Hause; wir wollen dort wohnen, arbeiten, gehörig Haus halten und erziehen...“

Mehr konnte Marie nicht sagen, denn sie fiel plötzlich in Ohnmacht.

Der Baron trug sie in's Bett, legte sie vorsichtig hinein, küßte ihre bleichen Lippen, riß sich von ihr los und sagte:

„Nein, mein Engel! Ich will Dich und das Kind, welches Du unter Deinem Herzen trägst, des letzten Ausweges nicht berauben. Es ist mir nicht zu helfen! Würde ich leben, so würde ich auch diesen zerstören, ich würde meinem Kinde ein schlechtes Beispiel geben. Nein! ich will sterben, damit Du Ruhe und Frieden erhältst, um unser Kind zu einem bessern Menschen zu erziehen, als ich bin."

Er stürzte zum Zimmer hinaus und verschwand.

Karoline kehrte zurück und mit ihr eine Hebamme.

Nach einigen Stunden wurde die Freiherrin von einem kleinen Knaben entbunden, welcher in der Taufe den Namen Oscar erhielt.

Die Freiherrin lag eine ganze Nacht in Ohnmacht, aber als sie erwachte, stand Graf von C. an ihrem Bette und hielt ihre Hand.

Sie sah umher mit unruhigen Blicken.

„Wo ist Richard?" frug sie.

Der Graf zitterte heftig und konnte nicht sogleich antworten. Er wußte Nichts weiter, als was Karoline ihm erzählt hatte. Karoline hatte bei der letzten

Unterredung des Barons mit der Freiherrin gelauscht, seine letzten Worte gehört und seine Flucht bezeugt.

„Er hat also Wort gehalten, der Unvorsichtige,“ sagte Marie und wurde von heftigen Krämpfen ergriffen.

„Er hat sich getödtet, der Unglückliche!“ fügte sie nach einer Weile hinzu, nachdem sie wieder Ruhe gefunden hatte, „er hat sich meinetwegen getödtet. Wo ist mein Kind?“

Der Kleine lag ganz ruhig in seiner Wiege und schlummerte.

Marie sah ihn mit einem tiefen und liebevollen Blicke an.

„Ich fühle,“ sagte sie, „daß ich nicht viele Augenblicke mehr zu leben habe. Gott will es, er weiß, was für mich und das Kind am Nützlichsten ist. Ich sollte diesen Kleinen nicht erziehen. Guter Freund! Du hast ja versprochen, mir ein Bruder zu sein, sei nun ein Vater für dieses verlassene Kind, und bewirke, daß die Folgen des Leichtsinns seines Vaters vertilgt werden. Versprich mir das.“

„Ja, ja,“ sagte der Graf unter Thränen, „ich werde es so lieben, als wenn es der Sohn von Dir und mir wäre.“

„Lebe wohl, ich will meinen Richard aufsuchen, um Gott um Verzeihung für ihn zu bitten.“

Und mit einem leichten Seufzer verschied sie.

Graf v. C. sorgte für die Beerdigung und das Kind.

Er ließ es bei einer zuverlässigen Freundin, derselben vornehmen Dame, welche später die Honneurs auf dem prachtvollen Balle des Oberst Oscar machte, und er verheimlichte den Namen und Stand des Kindes und nannte es Ange.

In demselben Moment, wo der Baron seine junge Gattin verließ, fest entschlossen, sich zu erschießen, ward er von dem Diener der Gerechtigkeit ergriffen und in's Gefängniß gesetzt.

Fast einige Tage nachher wurde Graf von C. durch den schwedischen Minister von dem Verbrechen des Barons unterrichtet; der Graf bezahlte sogleich seine Schulden und wirkte für ihn durch seinen großen Einfluß die Freiheit aus, so daß er wieder in sein Vaterland zurückkehren konnte.

Der Graf sprach aber niemals mit dem Baron von Oscar, sondern sagte, daß Marien's Kind mit ihr zugleich gestorben wäre.

Er wollte sein Versprechen so vollständig halten, daß der Sohn niemals seinen verbrecherischen Vater kennen lernen sollte, um nicht von seinem schlechten Renommée befleckt zu werden.

Baron von C. kehrte nach Schweden zurück, hatte das Glück, nach einigen Jahren wieder zu An-

sehen zu kommen, lediglich durch seine vielen Bekanntschaften und sein gutes Benehmen, und erheirathete sich in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen mit Derjenigen, welche nachher die Mutter Gustavs und seiner beiden Schwestern wurde.

Siebentes Kapitel.

Das Ende des Leichtsinnigen.

Es waren ungefähr 20 Jahre verflossen, seitdem Marie Gellert ihren letzten Seufzer in der großen Weltstadt ausgeathmet hatte.

Hohe Pappeln saus'ten schon über ihrem Grabe auf dem Kirchhofe Mont St. Louis.

Der Graf von C. hatte sie gepflanzt.

Es war Markt in einem schwedischen Städtchen, irgendwo in Westgothland.

Reisende von allen Gegenden her füllten das Städtchen an.

Außer den vielen erlaubten Geschäften, welche in mehr oder minder ehrlicher Weise dort abgeschlossen wurden, wurden auch verschiedene unerlaubte betrieben.

Unter Andern florirte auch das Biribi und das Raffel.

Ein großer Saal im vornehmsten Hotel der Stadt war mit allerlei Leuten der verschiedensten Stände angefüllt, welche sich jedoch alle als Herren tituliren ließen.

Der größte Theil waren Ellenreiter, aber auch viele ehemalige, verabschiedete Militairs waren da, von denen Mehrere edle Namen und klingende Titel trugen.

Um einen großen Tisch in dem großen, mit Rauch angefüllten Saale drängte sich eine große Menge von jüngern und ältern Männern, welche laut schrieen und unruhig waren.

Auf dem Tische stand ein Kasten, und darin erklangen unaufhörlich die drei Würfel.

Schwüre und plumpe Ausbrüche der Freude wechselten mit einander ab.

Der Inhaber des Würfelkastens, der am lautesten schrie und sich am unverschämtesten zeigte, war ein Mann von mittlern Jahren und hoher Statur; das Gesicht war unheimlich bleich, behielt aber noch seine ursprüngliche Schönheit bei; ein großer, schwarzer Schnurrbart und eine Pariser Bartfrisur vermehrte die Düsterheit des Gesichts. Die Augen brannten von einem wilden Feuer.

Die Haltung war noch gerade, und der Wuchs behielt seinen früheren Adel bei, aber ein befleckter blauer Rock mit stehendem Kragen und abgetragener Schnurenarbeit gab ihm das Aussehen eines herumwandernden Kunstreiters.

Gespannte Aufmerksamkeit war auf allen Gesichtern der um den Spieltisch herumstehenden Personen zu lesen, und Aeußerungen der Freude, des Mißvergnügens, welche je nach dem Falle der Würfel laut wurden, wechselten eine gute Weile mit einander ab.

An dem andern Ende des Saales stand eine dampfende Bowle, wo die geschlagenen Helden bisweilen verweilten, um ihren Muth zu beleben.

Ein ganz junger Mann von eleganterem Aussehen als die Uebrigen, stand bei der Bowle und schöpfte fleißig mit dem Löffel in die unreinen Gläser.

Die moderne Tracht, die ziemlich sorglose Haltung, die übermüthige Miene, Alles deutete an, daß der junge Mann von Stockholm war, einer jener kühnen Jünglinge, welche in einer kleinen Stadt sich Alles erlauben zu dürfen glauben.

Er führte bei der Bowle vor einigen andern jungen Männern das Wort, welche wahrscheinlich der Handelskaste des Städtchens angehörten.

„Wer ist denn der Unverschämte," frug er, „welcher an dem Kasten einen solchen Lärm verführt?"

„Kennen Sie ihn nicht? Sie, der Sie in der großen Welt leben?"

„Nein, mein Ehrenbruder," antwortete der jetzt blos einige und zwanzig Jahre alte Gustav Dulkert, „dieser Lumpenkerl lebt gewiß nicht in der großen Welt."

„Es ist stets da die große Welt, wo Sie sind.

Auf Dulkert's Gesundheit!“ rief ein junger Mensch, trank aus seinem Glase und trocknete sich den Mund mit der verkehrten Seite seiner rothen Hand.

„Geschwätz! Du siehst wohl jetzt, daß ich in Gesellschaft mit lauter Lumpenpack bin!“

„Hi! hi! hi! Dulkert ist stets göttlich. Auf Dulkert's Gesundheit!“ riefen die jungen Männer im Chor.

„Wer zum Teufel ist es denn?“ wiederholte Dulkert.

„Nun! es ist der große Raffelkönig, der Kammerherr von C.“

„von C.?“ frug Dulkert und sah mit einer gewissen Verwunderung nach dem Tische mit dem Würfelkasten, „ist das der Bösewicht,“ wiederholte er mit einer sonderbaren Bitterkeit im Tone.

Dulkert wußte, daß der Baron sein Vater war; dieser Vater hatte sich aber nie um ihn gekümmert seit dem Tode des „Engels“. Er glaubte aller Verbindlichkeiten gegen ihn überhoben zu sein durch die kleine Summe, mit welcher er die erste Erziehung des unehelichen Kindes bezahlt hatte.

In einem Alter von 15 Jahren hatte sich Dulkert mit dem Verlangen um Unterstützung schriftlich an seinen Vater gewendet, der Baron hatte ihn aber mit einigen Reichsthalern und einer Empfehlung an einen schlechten Kaufmann, mit welchem der Baron in Geschäfte verwickelt war, kalt abgewiesen.

Dulkert aber hatte sich später durch sein feines Benehmen und sein gutes Aussehen in Stockholm einigermaßen emporzuschwingen verstanden und war jetzt bei einer Person angestellt, welche große Geschäfte in den Provinzen mit den Kleinhändlern trieb.

Dulkert haßte schon vorher seinen Vater; jetzt, nachdem er ihn das erste Mal in einem so schlechten Aufzuge gesehen hatte, faßte er zugleich eine tiefe Verachtung für den leichtsinnigen Urheber seines Lebens.

„Er gewinnt beständig, dieser Mann,“ ließ sich ein Handlungscommis der Gesellschaft vernehmen, „in dieser Nacht habe ich **200** Banko an ihn verloren.“

„Der Teufel weiß auch, ob er recht ehrlich spielt?“ fügte ein Anderer hinzu.

„Wie soll man mit Würfeln anders als ehrlich spielen können?“ wendete ein Dritter ein.

„Dummkopf!“ sagte Dulkert, mit einem Blick, welcher seine Ueberlegenheit über den einfältigen Handlungscommis anzeigte.

Darauf leerte er ein ganzes Trinkglas voll Punsch, steckte die Hände in die Rocktaschen und drängte sich an den Spieltisch heran.

Nachdem er eine gute Weile als unthätiger Zuschauer das Spiel betrachtet hatte, indem er dem Baron gegenüber stand, erweckte er die Aufmerksamkeit desselben.

Der Baron klapperte einen Augenblick mit den

Würfeln in dem Becher und sagte darauf in einem verächtlichen Tone:

„Was ist das für ein Gelbschnabel, der da steht und gafft? Er mag doch lieber nach Hause gehen und seine Lection lernen.“

Dulkert streckte seine geballte Hand über den Kasten gegen den Baron aus, welcher zufällig die Bank hielt, und rief:

„Schurke! Schlagen Sie zu, wenn Sie es wagen.“

Die Umstehenden nahmen diesen Ausdruck in dem gewöhnlichen Sinne, daß der Einladende einen Schein in der Hand hatte, dessen größeren oder geringeren Werth er verheimlichte, bis die Würfe gefallen wären.

Der Baron strich seinen Schnurrbart, lächelte höhnisch, schüttelte von Neuem den Becher und warf die Würfel heraus.

„Drei Sechsen oben!“ schrie man von allen Seiten.

Dulkert schleuderte den Schein, welchen er in der Hand gehabt hatte, verächtlich über den Tisch, — es war ein Hundertthalerbankschein, bemächtigte sich aber plötzlich der liegenden Würfel.

„Was sind das für Kindereien?“ schrie der Baron, „das ist ja gegen die Spielregel, Bürschchen.“

„Ja, Sie haben Recht,“ sagte Dulkert sorglos, und legte die drei Würfel wieder auf den Tisch.

„Wagen Sie wieder zu halten?“ frug der Baron, indem er die Würfel in den Becher stopfte.

„Ja!“

Und Dulkert legte zugleich einen blauen Fünfhundertthalerbankschein auf.

Der Baron warf die Würfel heraus.

Aber dieses Mal war es nicht zu seinem Glücke.

„Das war lustig, der junge Herr hat den Baron tüchtig ausgezahlt, glaube ich,“ sagte ein Kaufmann aus Westgothland.

„Geben Sie meine 500 Thaler Banko her!“ rief Dulkert.

„Es ging nicht ehrlich zu!“ sagte der Baron hitzig.

„Was? Was sagen Sie? Schämen Sie sich nicht? Schlugen Sie nicht selber? Sind es nicht richtige Würfel?“ rief man von allen Seiten aus dem aufgeheiterten Spielerhaufen heraus, welcher eine lange Weile ohne Aufhören größere und kleinere Summen an den Baron verloren hatte, und deshalb es mit dem hielt, welcher ihn zuerst besiegte.

„Nun!“ sagte endlich der Baron, welcher sich von seinem unerwarteten Verlust etwas beruhigt hatte, „da haben Sie Ihr Geld, genießen Sie es gesund!“

Und damit händigte er ein Packet Geld Herrn Dulkert ein.

Nachdem dieser das Packet sorgfältig durchgerechnet hatte, aber mit der Schnelligkeit, welche einem geüb=

ten Stockholmer Comptoiristen eigen ist, steckte er es bei sich, schlug mit den Händen zusammen und rief:

„Aufgemerkt, meine Herren!“

Alle schwiegen augenblicklich.

„Wollt Ihr wissen, meine lieben Herren und Landsleute aller Art, auf welche Weise man euch Euer Geld abgewinnen kann?“

„Es wäre herrlich, dies zu erfahren!“ rief man von allen Seiten.

Der Baron versuchte sich wegzuschleichen, aber Dulkert schrie: „Haltet ihn fest, denn ich werde beweisen, daß er mit Euch insgesammt außer mit mir falsch gespielt hat.“

Einige derbe Bauerkerle faßten den Baron, welcher bald von Allen verlassen wurde, sogar von den ehemaligen Militairs, welche gegenwärtig waren.

„Nun sollt Ihr erfahren, wie es zugegangen ist: Seht, hier sind die Würfel, deren er sich hier stets bedient hat.“

Dulkert schüttelte drei Würfel aus seinem Rockärmel.

„Versucht sie nur; ihr werdet sehen, daß bei jedem Wurfe die Sechsen oben sind.“

Mehrere versuchten und man fand, daß es falsche Würfel waren.

„Du ausgefeimter Schurke!“ schrieen die Bauerkerle, welche den Baron festhielten und ihn schüttelten.

„Nun, laßt mich doch los!“ bat der Baron, „er hat ja die falschen Würfel und nicht ich. Seht sie dort im Becher an, sie sind ganz richtig.“

„Das ist wahr,“ antwortete der stärkste und einfältigste Bauerkerl, und ließ den Baron los.

Die beiden andern folgten seinem Beispiel.

Befreit gewann der Baron seinen Muth wieder und rief: „Werft den Schlingel hinaus, welcher mit falschen Würfeln unter ehrliche Leute kommt!“

Und die Bauerkerle gingen um den Tisch herum, den feinen Stockholmer fest zu nehmen.

„Ein Wort, gute Freunde!“ rief Dulkert mit fester Stimme, „hat der Baron Euch Euer Geld heute Nacht abgewonnen? Oder bin ich es gewesen?“

„Freilich ist es der Baron gewesen!“ antwortete einer der Spieler.

„Nun, dann hat auch er blos die falschen Würfel gebraucht. Ich sah es sogleich, griff deshalb nach seinen falschen Würfeln, als ich das erste Mal verlor, und brachte aus meinem Aermel drei richtige Würfel hervor, mit welchen er schlug, als ich gewann. Dies ist die Auflösung des Räthsels und die Ursache von dem Glücke des Landstreichers in dieser Nacht. Habt Ihr es nun begriffen, meine gutmüthigen Reichstagsdeputirten aus dem ehrenwerthen Bauerstande, und Ihr armen unschuldigen Bewohner des Städtchens, und Ihr ehrwürdigen Veteranen des Lagers und bei dem kleinen Kasten!“

Der Baron hatte inzwischen versucht, zu entkommen und war bis zur Thüre gekommen; hier wurde er aber umringt, mit Stöcken und geballten Fäusten geschlagen und mit Füßen getreten.

Stark und behend aber wie er noch war und kühn bis zum Uebermuth, glückte es ihm, sich loszureißen, die schwachen Doppelthüren aufzureißen und in einigen Augenblicken die Treppen hinunter zu entkommen.

Der Haufen war ihm aber eben so schnell nach, und es würde ihm nicht geglückt sein zu entkommen, wenn nicht eine Thür des untern Stockwerks angelehnt gewesen wäre, so daß er Gelegenheit erhalten hätte, hineinzueilen und die Thüre hinter sich zu verriegeln. Der Schlüssel war glücklicherweise herausgenommen gewesen.

Es war ein kleines Gastzimmer für Reisende, welche nicht über Nacht verweilten, in welches der Baron so unvermuthet hineingekommen war.

Daselbst saß auch ein Reisender in einem Lehnstuhl, in einen weiten Mantel gehüllt und halbschlummernd, als der Baron hereingestürzt kam.

Er erwachte aber plötzlich, stand auf und betrachtete den unerwarteten Störer.

„So!“ sagte er seufzend, nachdem er eine Weile den Baron betrachtet hatte, „bist Du es, Richard!“

Der Baron erkannte seinen Verwandten, den Hofmarschall Grafen von C. wieder.

In demselben Augenblicke war der erzürnte Hau-

fen bis zur Thüre außen gekommen, und begann zu pochen.

„Oeffne, Kanaille, wir wollen Dir den Rücken bläuen, Falschspieler!“

„Heraus mit dem falschen Spieler!“

„Er soll gezwungen werden, seine eignen Würfel zu verschlingen!“ rief Dulkert.

„Wie witzig Dulkert ist!“ schrie Einer aus dem Haufen.

„Dulkert?“ wiederholten der Graf und der Baron zugleich mit Schaudern.

„Dulkert!“ sagte der Graf, „das ist der Name Deines Sohnes, Richard.“

„Das ist der Bösewicht, welcher mich verrathen hat, er verfolgt mich.“

Der Lärm nahm immermehr zu, nachdem der Haufe durch die im Hause wohnenden Marktgäste sich vermehrt hatte.

„Du bist also wirklich so gesunken, Richard, daß Du auf Märkten umher ziehst und falsch spielst.“

„Stoßt die Thüre ein!“ rief man draußen.

Einige gewaltige Füße und Stiefeln der Bauern thaten ihr Bestes, so daß die Thüre zu wanken anfing.

„Rette mich, um unserer Voreltern willen! Sie morden mich in ihrer Raserei!“

Der Graf trat an ein Fenster, welches auf die

Gasse hinausging, öffnete es und sagte, größtentheils nur für sich selbst:

„Es wäre besser gewesen, wenn Richard in Paris nicht wäre gehindert worden, seinem Engel zu folgen. Er wäre dann nicht zu einer solchen Schmach herabgesunken. Aber, Richard!“ fügte er etwas lauter hinzu, „willst Du durch Deine Lebensweise auch Deine jetzige Frau umbringen und Deine drei Kinder unglücklich machen? Hüte Dich, Richard!“

„Ah!“ sagte der Baron, augenblicklich zu einem andern Menschen bei der Erinnerung an den Engel verwandelt, „Du hast Recht, ich will nicht länger zögern. Es ist Zeit, daß dies ein Ende nimmt!“

In demselben Augenblicke sprang er durch das Fenster, welches der Graf wieder verschloß, als die Thüre von den eindringenden Spielern erbrochen wurde.

Dulkert war der Erste, welcher hereinstürzte.

„Wo ist der Bube?“ brüllte er, „er darf nicht so leicht wegkommen.“

Die Uebrigen folgten durch die Thüre bald nach, welche Niemandem mehr den Eingang versperrte; als aber Dulkert mitten in der Stube stehen blieb, wagte Niemand weiter zu dringen, stieß aber fortwährend Schmähungen und Flüche aus.

Der Graf hatte seinen Reisemantel abgelegt und stand ruhig vor dem aufgeregten Haufen; er war von einem Balle in der Nachbarschaft gekommen und hatte

nur einige Stunden in der Stadt verweilt, so daß er seinen Ballanzug noch an sich trug.

Die Decoration auf seiner Brust und das schon bleiche Haar, sowie seine ganze Haltung flößten der Menge Ehrerbietung ein, so daß der Lärm auf einige Augenblicke verstummte.

„Es ist der Landeshauptmann,“ flüsterten Einige.

„Es ist eine Excellenz,“ sagten Andere.

„Was wollt Ihr, meine Freunde?“ frug der Hofmarschall mit einem freundlichen und dennoch vornehmen Tone.

„Wir suchen einen Schurken!“ antwortete Dulkert, bleich vor Wuth, „welcher mit falschen Würfeln gespielt hat! Er sprang in dieses Zimmer und muß sich hier befinden.“

„Nun! sucht ihn ordentlich!“ antwortete der Hofmarschall kalt und nahm sich eine Prise.

„Es lebe der neue Landeshauptmann, er hält es nicht mit falschen Spielern!“ schrie Einer aus der Menge.

„Hurrah! hurrah!“ rief der ganze Haufen und die Bauern am schlimmsten, während Dulkert und zwei Andere unter einem Sopha suchten und einen Schrank öffneten, ohne den zu finden, den sie suchten.

„Ich bin nicht Euer Landeshauptmann, Ihr guten Leute,“ antwortete der Hofmarschall.

„Das ist gleich, es macht uns Vergnügen, Hurrah

zu rufen, es klingt so frisch. Hurrah! Burschen, hurrah!“

„Hurrah!“ brüllte der ganze Haufen.

„Er sprang durch das Fenster,“ sagte der Hofmarschall, „nach dem Markte zu, Ihr guten Leute!“

Der Hofmarschall gab natürlich eine ganz entgegengesetzte Richtung an.

Augenblicklich stürzten Alle aus dem Zimmer, um den Baron zu verfolgen.

Dulkert aber blieb zurück.

„Sie heißen Dulkert?“ frug der Hofmarschall.

„Ja,“ antwortete dieser, welcher sich vollkommen beruhigt hatte.

„Sie scheinen mir ein gebildeter junger Mann zu sein und besuchen solche Gesellschaft?“

„Ich gebe zu, daß es unrecht ist, aber ich ging aus Neugierde hinauf, um einen Spielclubb zu sehen.“

„Kennen Sie den Entflohenen?“

„Sehr wohl, obschon ich den Elenden vorher nicht gesehen habe.“

„Sprechen Sie nicht so von ihm. Sie wissen natürlich —“

„Daß ich sein Sohn bin! Ja, und deshalb verabscheue ich ihn. Wie hat er mich behandelt?“

„Herr Dulkert,“ sagte der Hofmarschall in Güte, „lassen Sie uns hiervon nicht vor offenen Thüren sprechen. Wenn es Ihnen paßt, so folgen Sie mir in

meinen Wagen, die Pferde sind bald vorgespannt; ich habe ein Gut in dieser Gegend, kommen Sie und leisten Sie mir ein paar Tage Gesellschaft, und folgen Sie mir sodann nach Stockholm. Ich bin der Hofmarschall Graf von C., ein Verwandter Ihres unglücklichen Vaters."

Dulkert verneigte sich artig und nahm das Anerbieten bereitwillig an.

Diese Reise war für ihn von großem Nutzen, wenn auch nicht in moralischer Beziehung, aller Vermahnungen ungeachtet, welche der Graf, der ihn als einen Verwandten ansah, an ihn verschwendete, so doch in öconomischer, denn der Graf machte sich verbindlich, ihm, dem gehaltlosen Comptoiristen, eine hinreichende Summe jährlich zu zahlen, damit er in's Ausland reisen und sich vervollkommnen könne, so daß er mit der Zeit in eins der größeren Handelsgeschäfte aufgenommen werden und Ansehen und Achtung genießen könnte. Der Graf wollte natürlich die gesellschaftliche Stellung seines jungen Blutsverwandten so viel als möglich verbessern. Später, als Dulkert nach einigen Jahren von Lübeck zurückkam, und einige Zeit auf einem Comptoir gewesen war, begann er, unterstützt durch die Empfehlungen und den ausgedehnten Credit des Grafen, einen eigenen Handel, welcher im Anfange recht glücklich ging und ihm dadurch allmählig die besten Kreise der Hauptstadt öffnete.

Baron Richard setzte, ohne zu wissen wohin, seinen heftigen Lauf fort. Er war ohne Hut, und der Nachtwind wehte um seine ergrauten Schläfe, ohne sie abzukühlen, denn sein Gehirn war von den Erinnerungen, welche durch die Worte des Grafen geweckt worden waren, erhitzt worden.

Einige Tage nachher zog man seine Leiche aus dem Flusse, welcher durch die Stadt fließt. Das Haupt war von einem Pistolenschusse durchbohrt.

Achtes Kapitel.

Die Briefe des Obersten an Engracia.

Als der Oberst, den Tag nach Dulkerts Souper im blauen Thore, durch Rosalie von der Wohnung der ausländischen Dame in Kenntniß gesetzt worden war, sowie von Allem, was Rosalie bezüglich ihrer und ihrer Lebensweise in Folge ihrer Bekanntschaft mit Jaquette wußte, so schickte er sogleich ein Billet an Engracia, folgenden Inhalts:

„Ich sah Sie im Theater und erkannte Sie sehr wohl wieder. Meine Augen können mich nicht betrügen. Sie sind es selbst. Ich habe mehrere Male vorher dieselbe Erscheinung gehabt, in anderen Theatern, aber nie Gelegenheit gehabt, Sie so genau zu betrachten. Ist es möglich, daß so große Aehnlichkeit zwischen zwei Frauenzimmern sich finden kann, oder mit andern Worten, kann es möglich sein, daß zwei Engel sich in einer

und derselben Gestalt zeigen können? Es ist nicht möglich! Deshalb müssen Sie es selbst sein.

„Weshalb fliehst Du mich, Engracia, ohne weit fort von hier zu ziehen? Weshalb?

„Du starbst in Indien; ich war zu der unglücklichen Stunde auf der Tigerjagd, um die schrecklichen Gewissensqualen niederzudrücken. Ich war einige Tage fort und bei meiner Heimkehr zeigte man mir eine schwarzgekleidete Leiche. Ich küßte und umfaßte sie, ich wollte den Tod von Deinen blauen Lippen trinken. Du wurdest zu Grabe geführt, zu Deines Vaters Grabe, um an seiner Seite zu ruhen. Ich folgte dem Leichenzuge, ich besuchte Dich nachher jede Nacht, allemal in derselben Stunde, wo Du verschieden warst. Man wollte mir davon abrathen, und erzählte mir, daß verdächtige Personen, fanatische Hindus, um Rampoor herum schwärmten und mein Leben in Gefahr wäre. Gerade dies veranlaßte mich noch mehr, meine Besuche an Deinem Grabe fortzusetzen. Wenn ich in Folge von Nachstellungen gefallen wäre, so sehr ich auch sonst damals den Tod fürchtete, so wäre es eine Strafe für mein Verbrechen gewesen, welche Dich möglichenfalls hätte bewegen können, mir in einer andern Welt zu verzeihen. Einmal knallte auch ein Schuß an Deinem Grabe los, aber die Kugel saus'te vor mir vorbei. Sie hielt es für unbedeutend, mein Leben zu nehmen. Es war in der letzten Nacht, wo ich Dich dort besuchen

konnte, in dem schweigsamen Pallaste des Todes, denn am folgenden Tage mußte ich Rampoor verlassen.

„Ich kam nach Europa, wo ich Dich einige Augenblicke in Lissabons Hafen sah, aber Du verschwandest unter der Menge.

„Ein ander Mal sah ich Dich in Dover, nachher in Calais, und endlich viele Male in Paris, aber stets so vorübergehend und schnell, daß ich durch eine gewisse Aehnlichkeit oder von meiner Einbildung mich getäuscht glaubte.

„Uebrigens sehe ich Dich beständig, sobald ich die Augen schließe, und jede Nacht besuchst Du meine Träume.

„Du bist gestorben für die Welt, aber nicht für mich. Du kannst nichts Anderes als ein Geist sein, welcher Deinen Mörder verfolgt. Du hast Recht, Du mußt mich hassen und verabscheuen. Aber wisse, schöner Geist, daß, wenn ich den tiefsten Schmerz dadurch empfinde, daß ich Dich nicht sehe, ich die höchste Seligkeit genieße, wenn Dein Bild vor meinen Augen steht. Ich sterbe unaufhörlich, wenn ich Dich nicht sehe, aber lebe von Neuem auf, sobald ich Dich erblicke.

„Deshalb, schöner Geist, ich bekenne es, wenn Du mich strafen willst, wie ich es verdiene, zeige Dich mir nicht, ich dürfte dann bald sterben. Meine Lebenskräfte würden bald erschöpft sein, wenn Du mit einem Male verschwändest.

„Da Du ein Geist bist, so weißt Du es, und deshalb hege ich noch einige Hoffnung, daß Du mir verzeihen wirst. Denn wenn Du mich haßtest, so würdest Du schon längst mich haben sterben lassen.

„Oder erhältst Du mich blos aus Mitleiden durch Deine kurzen Offenbarungen am Leben, um so lange als möglich mich zu hindern, in die Nacht der ewigen Strafe mich zu stürzen?

„Dann thust Du Unrecht! denn die Qualen, welche ich leide, wenn ich Dich nicht sehe, sind der Art, daß die Geisterwelt sie nicht schrecklicher haben kann.

„Die kurzen Stunden seliger Wonne, wenn ich Dich sehe, können sie nicht aufwiegen, deshalb laß mich sterben, falls Du nicht öfter und beständiger Dich mir zeigen willst.

„Mein Verbrechen gegen Dich ist so groß, daß es nicht verziehen werden kann.

„Aber Du bist wie Gott, Du hast vielleicht schon das Unverzeihliche verziehen.

„Wenn es so ist, komm dann zu mir und verweile stets bei mir, und sei Zeuge meiner täglichen Reue.

„Aber wenn Du mir nicht verziehen hast, laß mich dann nicht länger leben, sondern sterben.

„Ich würde Freude empfinden, ewig zu leiden, um mein Verbrechen ewig zu sühnen.

„Das ewige Leiden, ohne alle Unterbrechung, ohne

irgend Etwas, was eine eitle Hoffnung wieder aufweckte, würde eine Wollust gegen die Ungewißheit sein, welche ich jetzt leide, ob Du mich nämlich hassest oder nicht; es würde eine Ruhe gegen die Unruhe sein, von der ich jetzt im Innern zerrüttet bin.

„Engracia! Schenke mir deshalb entweder Leben oder Tod, Seligkeit oder Verdammniß, eins von beiden, ohne Vermischung mit einander.

„Sollte es aber möglich sein, daß Du nicht todt bist? daß irgend eine Mystification mich getäuscht hätte?

„Solltest Du leben?

„Alles würde dann anders sein. Ich würde auch leben, denn ich kann jetzt nicht sagen, daß ich lebe, sondern vielmehr todt bin. Wenigstens erscheint mir die ganze Welt wie ein Grab.

„Was ist Gras anders, als eine Decke über tausend Gräber? Was sind die Blumen? Erinnerungen an die Dahingeschiedenen. Was sind die irdischen Wohnungen? Grabmonumente, worin die Geister der Vergangenheit spuken.

„Aber wenn Du lebst, dann ist Alles anders, die Nacht der Vernichtung verschwindet vor einem neuen Tage.

„Bei der Erinnerung an das erste Jahr unserer Ehe beschwöre ich Dich, wenn Du lebst, mich nicht mehr zu fliehen.

„Komm und hilf mit beten und meinen Fehler bereuen.

„Wenn Du aber lebst und mich nicht lieben kannst, dann ist es schlimmer, als wenn Du todt wärest und mir verziehen hättest.

„Ach, ich schreibe so verworren! Mein Verstand fängt an, sich zu verwirren, die Gedanken vermodern im Gehirne, die Empfindung welkt in meinem Herzen, mein Wille ist gelähmt worden.

„Die Erinnerung nur lebt, die Erinnerung an Deine Liebe und an mein Verbrechen, Sonne und Chaos, Himmel und Hölle in einer einzigen Seele zusammengepreßt.

„Solltest Du das Leben eines Menschen leben können? Es kommt mir unmöglich vor, denn wenn auch durch ein Wunderwerk Deine schöne irdische Gestalt Dir wiedergegeben worden wäre, so kannst Du doch kein volles Leben leben, denn ich habe den Theil Deiner Seele getödtet, welcher Herz heißt. Du kannst kein Vertrauen mehr zu Jemand in der Welt haben, nachdem ich Dich betrogen habe.

„Ich bin nicht werth, daß Du Dich mir näherst, falls Du noch wie Menschen diese Luft athmest, gleich mir, durch ihre Verbrechen verpestet; ich bitte Dich deshalb nur darum, mir einige Worte zu schreiben und zu erklären, wie Dein Wesen ist; theile mir Deine Gedanken, Deine Gesinnung mit, auch wenn Du mich verabscheust und mich hassest.

„Ich empfange lieber ein paar Zeilen von Dir, welche diese Gefühle athmen, als gar keine.

„In Ermangelung Deiner Liebe, lieber Deinen Haß, als Deine Gleichgiltigkeit.

„Aber Du liebst mich doch, gute Engracia, nicht wahr? obschon Du Deine Liebe verheimlichst, um mich zu strafen. Ja, fahre damit fort, so lange Du willst, ich will Alles geduldig tragen, aber vergönne mir einige Zeilen von Deiner lieben Hand; lieber leide ich Vorwürfe, ja Verwünschungen, als dieses unheimliche Stillschweigen.

„Wenn dagegen, was ich jedoch sehr bezweifle, Sie eine andere Person als Engracia sein sollten, derselben nur ähnlich, dann, weil Sie Weib sind und das Weib stets barmherzig ist, erlauben Sie mir, mit Ihnen einige Minuten zu sprechen, um mich zu überzeugen, daß ich geirrt habe, damit ich meine Tage ohne falsche Hoffnungen verleben kann.

„Ist es so, so verzeihen Sie, daß ich Sie belästigt; sind Sie eine Fremde, so werden Sie es stets für mich sein. Ich würde kein anderes Weib mehr glücklich machen können, glauben Sie daher nicht, daß dieser Brief eine ungewöhnliche Weise ist, um die Aufmerksamkeit eines Weibes auf sich zu lenken. Und ich versichere Sie endlich, daß, so unglücklich ich auch bin, doch die Erinnerung an meine Engracia eine weit höhere Seligkeit ist, als die schönste und edelste Frau im Himmel

oder auf der Erde mir in ihren Armen würde bieten können.

„Aber Du bist keine Andere, als Engracia, antworte mir deshalb so schnell als möglich, schreibe blos: ich verwünsche Dich! und ich werde tausendmal des Tages diese Worte küssen."

Als der Bediente diesen ersten Brief übergeben hatte und zum Obersten zurückkam, sagte er, daß die fremde Dame durch ihre Kammerjungfer habe erwiedern lassen: Mademoiselle de la Mort habe keine Antwort zu geben.

Das Bouquet jedoch hatte sie behalten. In den darauf folgenden Tagen schrieb der Oberst beständig neue Briefe, welche stets nur unbedeutende Variationen desselben Inhalts waren.

Weiterhin schrieb er:

„Ich habe zu viel verlangt, deshalb antwortest Du mir nicht. Daß Du aber nicht antwortest, beweis't, daß Du und keine Andere es ist. Denn jedes andere Weib würde mit meinem Schmerze Erbarmen gehabt haben, nur Du nicht, denn Du allein hast das Recht, mir es zu verweigern. Ich habe verlangt, Dich zu sehen und mit Dir sprechen zu dürfen, aber es war übermüthig. Ich verlange jetzt nur eine Antwort von Dir."

Aber der Oberst erhielt nie eine Antwort.

Er wurde von Tag zu Tag düsterer und wo mög-

lich bleicher als vorher. Bald war er nur ein Schattenbild seiner selbst.

Endlich schien Engracia des anhaltenden Briefschreibens müde und ließ antworten, daß sie weder seine Billets noch seine Blumen ferner mehr annehmen würde. Hierauf schrieb er:

„Ich bin abermals kühn gewesen und habe zu viel verlangt; weshalb war ich nicht damit zufrieden, daß ich an Dich schreiben durfte und Du meine Blumen annahmst. Ich bitte Dich deshalb, mich fortfahren zu lassen, so lange ich lebe; ich werde doch bald sterben. Jetzt will ich Dir gehorchen und Dich nicht belästigen.“

Aber als er blos einen Tag ausgesetzt hatte, schrieb er wieder:

„Eine Bitte, Engracia: erinnerst Du Dich, daß ich Dir einmal einen Dolch von seltsamer Beschaffenheit schenkte. Ich hatte ihn als Siegerbeute einem indischen Fürsten abgenommen und legte ihn zu Deinen Füßen. Du weißt, daß er vergiftet ist, ein doppelter Tod sitzt in seiner Spitze; es bedarf blos eines Ritzes in die Haut, um augenblicklich zu tödten, denn das Gift ist vom Upasbaum. Dieser Dolch war aus Deinen geheimen Behältnissen verschwunden, Du hast ihn sonach bei Dir; gib mir ihn zurück, so will ich selber mein Verbrechen mit dem Tode strafen.“

Keine Antwort erfolgte und die Blumen wurden zurückgesendet.

Nun schrieb der Oberst:

„Abermals habe ich einen großen Fehler begangen, eine Unvorsichtigkeit; ich habe gedroht, mich selbst zu tödten! Und ich habe Dich gebeten, dazu behilflich zu sein. Ich Thor, Du, die Du den bloßen Gedanken an einen Mord verabscheuest, solltest mir eine leichte Waffe in die Hände liefern. Nein! es war feig von mir, mich selbst tödten zu wollen. Nein! ich muß leben, um die Qualen, welche ich leide, zu erdulden, weil ich sie verdient habe. Nein! Engracia, ich werde nie mehr an etwas so Unvernünftiges denken, als es ist, wenn man das eine Verbrechen durch ein anderes sühnen will.“

Ein anderer Brief:

„Du hast mir verboten, ferner an Dich zu schreiben: meine Blumen aber nimmst Du doch an. Dank, tausend Dank! für diese Gnade, es ist tausend Mal mehr als ich verdiene.

„Möge der Wohlgeruch dieser Blumen, welchen sie bis an ihren Tod ausathmen, Dir eine Erinnerung an meine Liebe sein, welche mein Athem ist, so lange ich lebe; und gleichwie die todten Blumen noch ihren Duft beibehalten, so wird auch meine Seele, jenseits des Grabes, ewig fortfahren, Dich zu lieben.“

Der letzte Brief, welchen der Bediente zu Engracia trug, hatte folgenden Inhalt:

„Es ist sonach entschieden. Man hat mir als gewiß berichtet und es ist in der ganzen Stadt bekannt,

daß die fremde Dame beschlossen hat, sich mit einem jungen Manne hier zu verheirathen, und daß sie ihn liebt.

„Es ist wahr, daß unsere Ehe nur aufgelös't worden ist durch einen erkünstelten Todesfall, und daß ich, meine Engracia, nach dem Gesetze noch Rechte an Dich habe. Aber ich würde ein Schurke und ein Thor sein, wenn ich meine Macht mißbrauchte.

„Liebst Du ihn und glaubst Du mit ihm glücklich zu sein, so hast Du mich vergessen. Liebst Du ihn, so hassest Du mich nicht mehr, sondern verzeihst. Denn Derjenige, welcher liebt, kann nicht anders. Du liebst ihn, denn ein Weib wie Du, mit einer so tiefen Seele, würde unter keiner andern Bedingung sich mit einem Manne vereinigen können.

„Liebst Du, so bist Du glücklich. Bist Du glücklich, so bin ich es auch.

„Ich stehe deshalb von allen meinen Rechten ab und verspreche, unser Geheimniß nie zu entdecken, nie Dich mit einem Briefe zu belästigen, nicht einmal mehr mit meinen Blumen, obgleich es bisher meine größte Freude gewesen ist.

„Ich werde jedoch stets fortfahren, Dich zu lieben, denn meine Liebe zu Dir ist das Lebensprincip meiner Seele. Ich werde mich in derselben Stadt, wo Du weilst, aufhalten; ich würde anderswo nicht athmen können, blos in dem Klima, worin Du bist, kann ich mich wohlbefinden.

„Ich werde nicht so bald sterben, Engracia, ich werde meine Sorge zu zerstreuen und meine Gesundheit aufrecht zu erhalten suchen, damit nicht der geringste Schatten eines Selbstvorwurfs den Sonnenschein Deines Glückes trüben möge.

„Ich will ruhig sein, da ich weiß, daß Du es bist.

„Der bloße Gedanke, daß Du lebst, hat allmählig meine Kräfte so gestärkt, daß ich jetzt abermals hoffe, gleich lange, als in meinen jüngern Tagen leben zu können.

„Ich habe es als Strafe verdient, daß Du die Gattin eines Andern wirst. Ich werde es geduldig ertragen.

„Aber Eins ist noch übrig. So lange ich die verwegene Hoffnung hegte, mit Dir wieder vereinigt zu werden, wenn auch nur in einer ungewissen Zukunft, so lange sprach ich von keinem Vermögen, welches Dir allein angehört, seitdem eine Gemeinschaft nicht mehr in Frage kommen kann.

„Das große Vermögen, welches in Rampoor mir nach Deines Vaters Tode und nach Deinem Verschwinden zufiel, ist ungetrennt und ich bin bereit, es sogleich auszuzahlen. Es steht stets zu Diensten und besteht in den besten Wechseln.

„Was bei meiner vielleicht verschwenderischen Lebensweise in Frankreich dazu gekommen ist, habe ich selber durch glückliche Börsenspekulationen erworben.

„Meine gegenwärtigen Bedürfnisse sind so unbedeutend, daß ich mit der halben Besoldung vollkommen ausreiche, welche mir Englands Regierung gewährt. Die Hälfte der Besoldung eines Obersten ist ein Reichthum für einen Menschen, welcher nur zu träumen braucht, um glücklich zu sein.

„Ich bitte deshalb, an Dich morgen Vormittag eine Chatoulle schicken zu dürfen, welche Alles enthält.

„Ich wage es natürlich nicht, Dir vorzuschlagen, mich persönlich zu empfangen; sondern ich sende meinen treuesten Freund, den Capitain, ab, welchen Du kennst und ehrst.

„Wenn Du aber vielleicht es nicht gerne sehen solltest, einen meiner Freunde zu sehen, so schicke selbst eine solche Person, welche an Deiner Stelle den Inhalt der Chatoulle in Empfang nimmt.

„Ich werde nachher vollkommen ruhig und zufrieden sein.

„Je mehr ich an Deine Verehelichung denke, desto mehr fühle ich die Versöhnung zwischen Dir und mir sich nähern.

„Deinem Vater bin ich in der That nur in meinen Gedanken zu nahe getreten, und Gedanken kann ein Geist verzeihen.

„Deiner Verzeihung bin ich gewiß, sobald Du mit einem Andern vereinigt bist, denn dann wirst Du mich mit Gleichgiltigkeit betrachten.

„Ich that unrecht, als ich Deine Gleichgiltigkeit mir verbat, denn wenn sie auch meinem Herzen wehe thut, so beruhigt sie mein Gewissen.

„Ich kann natürlich nie aufhören, Dich zu lieben, aber ich werde Dich lieben, sowie der des Landes Verwiesene seine Heimath liebt, sowie ein Sklave jenseits des Meeres die Sonne seiner afrikanischen Heimath liebt.

„Lebe wohl! Lebe glücklich! Vergiß mich gern; Du kannst doch nicht hindern, daß Dein Bild in jeder Nacht mir in meinen Träumen entgegenlacht.

„Diesen Brief, nämlich was darin von Zurückgabe Deines Vermögens gesagt wird, kannst Du wohl nicht unbeantwortet lassen.

„Doch nein! Du brauchst nur einen mündlichen Befehl zu geben, wie Du beschließest.“

Neuntes Kapitel.

In der Orangerie.

Es war am Vorabende des berüchtigten 18. März 1848.

Nach der Königsstraße wanderte ein junger Mann leichten Schrittes und mit noch leichterer Stimmung zu.

Er trug einen der ersten Bournous, welche sich in Stockholm gezeigt haben.

Der Hut, nach Pariser Façon, neigte sich angenehm nach vorn, und ließ das reichste Polkahaar erkennen, welches jemals einen männlichen Kopf geschmückt hat. —

Der junge gentlemanmäßige Wanderer trug auf eine ausgelernte Manier, zwischen dem Mittelfinger der mit Glacéehandschuhen bekleideten Hand und dem Finger, mit welchem man ehedem zu zeigen pflegte, eine Cigarre, welche er mit eben so tiefer Aufmerksamkeit

und Ordnung rauchte, als Artisten pflegen, weil Cigarren eine der wenigen Vergnügungen sind, welche sie sich gestatten können.

Aber Jeder, welcher dem eleganten Jüngling begegnete, hielt ihn zum Wenigsten für einen ausländischen Attaché.

Es war jedoch Niemand anderes, als der Bediente Lundin, Mitverschworner gegen seinen Willen bei dem Märzattentat.

Calle Lundin hatte als Knabe in einem Gäßchen der Stadt gewohnt und war damals in die erste, das heißt die niedrigste Klasse der vortrefflichen St. Klaraschule gegangen.

Sein Schulweg war gerade über die Königsstraße gegangen, und er erinnerte sich jetzt sehr lebhaft, wie er zu jener Zeit mit glänzenden Hosen und einem Lederkasset, sowie mit dem Katechismus und Streling's Grammatik, mit einem Bücherriemen fest zusammengeschnürt, seine verschiedenen frohen Abenteuer bestanden und manchen heftigen Kampf mit den einfachen Jakobisten gekämpft hatte, Schornsteinfegern entflohen war, kleinere Knaben gejagt, an die Bäckerladen geklopft hatte und dann fortgesprungen war, bevor die Verkäuferin geöffnet hatte, und dergleichen mehr, eine große Menge kindlicher Erinnerungen.

Er lächelte jetzt mit Wohlgefallen für sich, da er

überlegte, was für ein prächtiger Mensch seit jener Zeit aus ihm geworden war.

Wenige von denen, welchen er begegnete, waren so elegant, als er in seinem Bournous, und Wenige hatten vielleicht so gefüllte Brieftaschen als er, denn bei all seinem scheinbaren Leichtsinn war er ein junger Mann, welcher die Kunst verstand, Geld zusammenzubringen.

Er bemerkte zu seiner Freude, daß manches Frauenzimmer von edlerer Abkunft im Vorbeifahren einen verstohlenen Blick auf ihn warf, gleichwie seine guten Augen entdeckten, daß verschiedene Fensterspiegel sich bewegten und aus der ersten Etage der Königsstraße nach ihm gerichtet wurden.

„Ja, seht auf mich, meine Damen," dachte er, „so hier sehe ich aus. Will mich Eine, so mag sie kommen und mich nehmen!"

Herr Sundborg grüßte artig an seiner Ladenthür, in der Meinung, daß es ein junger Stutzer wäre, welcher von seinen vortrefflichen Waaren dies und jenes brauchen könnte.

Calle Lundin erwiderte mit einer leisen Bewegung des Kopfes und der Cigarre den Gruß.

Der ordnungsliebende Kellerwirth Norgren trocknete fast unscheinbaren Staub aus einem Fenster, während Lundin vorbeiwanderte und sagte zu einem Gaste: „Sehen Sie dort ein Modecostüm!"

Eine Mamsell in einer Conditorei, weiter fort, bemerkte ihn, als sie auf einen Augenblick ein wenig zwischen den bunten Flaschen hindurchschaute, seufzte und dachte:

„So muß er aussehen!“

Die Mamsells in den Schuhmacherläden und Obstbuden kamen stillschweigend dahin überein, daß er Herrn Lundberg, wenn er auf dem Theater steht, gleiche.

Eine ältere Frau in einem Kleidverkaufsgeschäft noch weiter des Weges sagte fast hörbar:

„Sieh einmal, ein wahrer Engel von einer Mannsperson!“

Ein Schuhmacherjunge, welcher zufällig mit einem Paar zerrissener Stiefeln vorübereilte, mit seinen Holzschuhen klappernd, blieb stehen und sagte in großer Entzückung ganz laut:

„Das hieß einmal geputzt einhergehen.“

Unter ähnlichen bemerkten und unbemerkten Triumphen spazierte der mit sich selbst höchst zufriedene Calle Lundin bis zu Davidsson's glänzender Glasthüre.

Eben als er diesen Eingang zu so vielen Vergnügungen erreichte, ging eine Dame, leicht wie eine der Zierden des Pariser Ballets und fast eben so luftig gekleidet, gerade vor ihm vorbei und trat durch die bemalten Glasthüren ein.

„Dahin will ich ja auch!“ dachte Calle Lundin.

„Mein glücklicher Stern leuchtet in der Mitte des Vormittags. Ich bin auf diese Grisette neugierig. Es ist sonst nicht gebräuchlich, daß Frauenzimmer, und noch dazu allein, Schweizerhäuschen besuchen. Sie will ich doch zu erlangen suchen. Ach! ich ahne, es ist dennoch eine vornehme Dame, welche hierher gekommen ist, um für eine Festlichkeit Confitüren zu bestellen. Das ist ganz gewiß!“ sagte Calle Lundin und eilte ihr nach.

Aber er mußte gar zu lange gegrübelt haben, denn er sah blos den Wirth, als er in den langen Salon eintrat, welcher so roth und mit seinen dunklen Wandmalereien so prunkend leuchtete, deren Figuren insgesammt vor Gram zu erröthen schienen, daß sie allein in dem modernen, gastfreien Tempel Davidsson's dursten und hungern sollten.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte Calle Lundin, „mein bester Herr Davidsson, haben Sie die Güte und sagen Sie mir — vor Allem aber ein kleines Glas warmen Punsch.“

Herr Davidsson setzte mit der gewohnten Freundlichkeit und Höflichkeit in einigen Sekunden das Verlangte vor. Calle Lundin wiederholte, nachdem er in einem Athemzuge den Punsch ausgetrunken hatte:

„Erlauben Sie mir die Frage, mein bester Herr Davidsson, — aber haben Sie eine ächte Cuba?“

„Ja, Hamburger Gut.“

„Gut, es mag passiren.“

Calle Lundin erhielt die Cigarre, zündete sie an und fragte zum dritten Male:

„Können Sie mir sagen, wohin die elegante Dame gegangen ist; es schien eine meiner Bekannten, Gräfin de la Bonbonnière!“

Herr Davidsson blickte ihn lächelnd an, antwortete aber mit seiner ruhigen Artigkeit, ohne nur den Mund zu verziehen:

„Sie ging nach der Orangerie.“

„So? ich habe dort auch etwas zu thun,“ sagte Calle und bezahlte.

Er eilte nach der Orangerie. Darin blühte jetzt auf's Ueppigste, außer einer Menge fremder Gewächse mit lateinischen Namen, ein kleines Heer von prächtigen Hyazinthen.

Unter ihnen stand mit dem Rücken nach dem Eingange zugekehrt die junge Dame, selber einer Hyacinthe mit ihrem blauen Mantel und lichtblauen seidenen Hute nicht unähnlich.

Sie war allein in der Orangerie und schien eine Plumbago rosea genau zu betrachten, welche sehr reich und prächtig mit hochrothen Wipfeln blühte.

Als sie Jemand hinter sich herkommen hörte, wendete sie sich plötzlich um und rief heftig aus:

„Mein Gott! das ist ja mein lieber Calle Lundin!“

„Potz Tausend,“ antwortete dieser und nahm auf eine ehrfurchtsvolle Weise den Hut ab, da er vor sich

eine wahre Schönheit in der äußersten Eleganz sah: „Habe ich die Gnade, von Ihro Gnaden gekannt zu sein?“

„Nun, sieh mich nur genau an, Calle'chen, es sind zwar sechs Jahre her, daß wir uns nicht gesehen haben; Du solltest mich aber dennoch wieder erkennen. Sieh mich doch genau an.“

Calle Lundin betrachtete sie eine gute Weile mit immer größeren Augen, endlich sagte er bedenklich:

„Es dürfte doch nicht Bulten's Mädchen aus dem Sonnenweisergäßchen auf der Königsinsel, Anna Stina sein? Nein, das ist unmöglich!“

„Warum denn, lieber Calle?“

„Nein, Du bist so erschrecklich schön und so grausenhaft fein, Du kannst nicht Anna Stina Bult heißen. Das klingt so häßlich.“

„Nein, ich heiße jetzt Rosalie, aber Lowe Bult ist mein Papa immer noch.“

„Zum Teufel! so laß uns die Hände drücken, Jugendfreunde sind doch die allerangenehmsten Freunde.“

„Besonders wenn sie sich in der Welt zeigen können, wie wir Beide. Du bist wohl mindestens Handlungsexpedient, ich erinnere mich, daß Du eine Zeitlang in dem Geschäfte bei Tauber auf der Königinstraße standest, wo Du mir auch einmal ein blaues seidenes Halstuch schenktest.“

„Ja, siehst Du, um dieser Lumperei willen mußte ich fort.“

„Du hast um meinetwillen gelitten, mein süßer Calle, aber Du sollst nichts verlieren, wenn Du willst. Was bist Du denn?“

„Rathe, meine liebe Freundin.“

„Vielleicht, doch das ist wohl nicht möglich, bist Du Secretair auf der königlichen Kanzlei?“

„Mehr noch, Mädchen! das hätte nicht viel zu sagen.“

„Ich kann nicht mehr rathen.“

„Siehst Du nicht, daß ich als Reisender von Paris komme?“

„Du bist doch nicht Künstler?“

„Ja wohl!“

„Künstler? Was spielst Du für ein Instrument? Violine? Ich halte so schrecklich viel vom Violinspiel.“

Calle Lundin machte eine Geste, gleich als hätte er einen Stiefel in der einen und eine Bürste in der andern Hand, und machte einige Züge hin und her.

„Aha, Du bist Bedienter bei einem vornehmen Herrn?“

„Nein, er ist Bedienter, und ich bediene ihn, verstehst Du mich!“

„Du bist ein Spaßvogel, wie Du stets gewesen bist! Kannst Du aber rathen, was ich bin?“

„Hm! Du bist wohl Ladenmamsell an einem feinen Orte, vielleicht in einem Modemagazin?“

„Mehr! Eine solche wird bald bleich von Beschwerden, denn sie hat nur mit Frauen zu thun, welche beim Einkauf lange handeln.“

„Vielleicht Nähmamsell?“

„Mehr! eine solche kann sich nicht erhalten, wenn sie nicht verhungern will.“

„Haushälterin bei einem alten Junggesellen?“

„Mehr! eine solche hört nur Murren von früh bis Abend und bekommt Ohrenreißen.“

„Vielleicht Frau?“

„Ach! die armen Frauen haben tausend Plagen!“

„Schenkmamsell?“

„Etwas Aehnliches. Ich bin Primadonna im blauen Thore. Es ist dies ein käuflicher Posten, welcher viel Geld einbringt, und wobei man ein freier Mensch ist. Die Männer handeln nie mit einem schönen Mädchen wie ich bin. Ich bin dort wie die vornehmste Wirthin und brauche nicht wie eine Frau an die Zubereitung der Speisen zu denken.“

„Hast Du niemals daran gedacht, Dich zu verheirathen, Annachen?“

„Ich heiße nicht Anna, sagte ich, sondern Rosalie. Mich verheirathen? Nein! Eine Verheirathung macht nur Ausgaben.“

„Potztausend, wie roth Deine Wangen sich plötz=

lich gefärbt haben, Rosalie, gerade wie die Blume hier.“

Er zeigte auf die Plumbago rosea.

„Ja, es ist so warm hier.“

„Erinnerst Du Dich, als wir als Kinder zusammen auf der Königininsel eines Sommers wohnten? Du warst bei Deiner Tante, der Kleiderhändlerin.“

„Und Du bei Deinen Eltern, dem Wachtmeister.“

„Du warst nur 11 Jahre alt, Rosalie.“

„Und Du warst 14, Calle.“

„Erinnerst Du Dich, wie wir an der Brücke spielten und Boote aus Baumrinde mit Papiersegeln hinausließen, welche über das Wasser nach dem Schlosse zu schief segelten.“

„Und wir sprangen um die Wette, um sie zu treffen!“

„Eine angenehme Zeit, Rosalie.“

„Erinnerst Du Dich Deines großen Bootes aus Baumrinde, welches Du die Brigg Anna nanntest?“

„Und welches an der Weide der Königin Friederike umschlug.“

„Und ich sollte das Boot retten.“

„Und der Zweig, an den Du Dich hieltest, brach los, so daß Du in's Wasser fielst.“

„Und Du, Calle, sprangst nach, um mich zu retten, wärest aber beinahe selber ertrunken.“

„Ich erfaßte aber einen andern Zweig mit der einen Hand.“

„Und mich an den Haaren mit der andern.“

„Und so gelangten wir glücklich an's Land.“

„Und dann stiegen wir auf die Ruinen und zogen unsere Kleider aus, um sie zu trocknen.“

„Und sprangen uns warm in dem wilden Gebüsch.“

„Es war schrecklich, was Du damals für dünne Beine hattest, Calle.“

„Weiter?“

„Erinnerst Du Dich, wie wir in des Kämmerers Garten Gurken zu stehlen pflegten?“

„Und der Kämmerer erwischte Dich und wollte Dich rupfen, Anna.“

„Du sagtest aber, daß Du mich verlockt hättest, Calle.“

„Und bekam vom Kämmerer allein Prügel.“

„Um meinetwillen, armer Calle, denn ich verlockte Dich zum Gurkenstehlen.“

„Eine schöne Zeit, Anna. Ich möchte sie noch einmal erleben.“

„Vom Kämmerer Prügel bekommen?“

„Oh nein! unsere Kleider auf der Ruine trocknen.“

„Ich falle nicht so leicht in's Wasser.“

„Höre, Anna oder Rosalie, hast Du bei Deinem Dienste etwas Geld gesammelt?“

„Ja, ein paar Tausend.“

„Ich auch, Rosalie. Weißt Du, was dies bedeutet?“

„Ich verstehe es nicht,“ antwortete Rosalie mit einer schelmischen Miene.

„Daß wir uns heirathen können.“

„Wie soll dies angehen?

„Nun, siehst Du, ich verdiene als Bedienter recht schönes Geld. Wir legen aber unsere Gelder zusammen und Du errichtest ein Wirthshaus, dem Du vorstehst.“

„Ich bin das Wirthshausleben überdrüssig, ich möchte einen Kleiderverkaufsladen errichten.“

„Du hast also Lust, Rosalchen?“

„Wozu?“

„Meine Frau zu werden?“

„Sag lieber Mädchen.“

„Topp!“

„Topp!“

Sie setzten die Daumen gegeneinander und die Sache war abgemacht.

„Höre, Calle,“ sagte Rosalie und nahm eine geheimnißvolle Miene an, „willst Du etwas mitmachen?“

„Mit Dir? Ja wohl.“

„Heute Abend?“

„Heute Abend? Ich hätte eigentlich etwas Ande=

res auszuführen, siehst Du, denn wir sollten heute Abend Revolution machen."

„Geschwätz! Bedeutet dies so viel, als in's Spielhaus zu gehen, dann mag ich nichts von Dir wissen. Ich habe so viel Verdrießlichkeiten im blauen Thore aus dem Spiele entstehen sehen, daß ich einen Spieler nicht ausstehen kann."

„Nein! wir sollten eine kleine Revolution in Stockholm, wie in Paris haben."

„Wozu sollte das dienen?"

„Allen Herren das Garaus zu machen."

„So dumm; wie könnten wir dann leben, und fänden sich keine Herren, so würden die Reisebedienten verhungern."

„Ja, Du kannst Recht haben. Ich bekümmere mich nicht um die ganze Revolution, wenn ich die Sache recht bedenke."

„Du kommst also zu mir heute Abend?"

„Gewiß."

„Wir werden die ganze Nacht zusammen sein."

„Sehr schön. Ich komme gewiß."

„Du wirst mir Herrenkleider leihen."

„Was willst Du damit?"

„Nun, wir gehen auf ein Abenteuer aus."

„Sehr schön."

„Wobei wir Geld verdienen können."

„Noch besser. Was ist's denn?"

„Hast Du Muth, Calle?“

„Du kannst Dich bestimmt darüber freuen.“

„Hast Du Pistolen?“

„Sechzehn Paar; nämlich mein Oberst hat sie.“

„Und Säbel?“

„Ja wohl! Aber wozu soll dies dienen?“

„Du sollst Alles erfahren, wenn Du in einem Miethwagen um **11** Uhr zu mir kommst und alle Sachen bei Dir hast.“

„Ein Miethwagen ist zu theuer, Rosalie.“

„Geizhals! für Dein Mädchen?“

„Ja, siehst Du, man muß für seine Frau sparen.“

„Brav gesprochen. Ich bezahle den Wagen. — Denn wir können einige Tausend verdienen.“

„O, dann will ich bezahlen.“

„Adieu für jetzt, denn der Director kommt. Ich soll Blumen zu einem Schmause bestellen, welcher in einigen Tagen bei Klingberg stattfindet.“

„Ein Wort, Rosalie! Es fällt mir etwas ein.“

„So?“

„Ja, sag' mir aufrichtig, Rosalie, ob —“

Er sah Rosalien mit einem sonderbaren Blicke an.

„Was ob?“

„Ob Du, als Wirthshausmädchen kannst —“

„Was? Dir treu sein? Ja freilich.“

„Jetzt, ja, aber vorher, siehst Du:“

„Wie Du schwatzest! was hast Du mit der Vergangenheit zu thun?“

„Es ist etwas beschwerlich, daß —“

„Was? Beschwerlich? Laß es dann bleiben!“

„Nein, das will ich nicht, süße Rosalie, aber ich wollte nur wissen —“

„Und ich wollte ebenfalls nur wissen, wie Du vorher gelebt hast. Bist Du etwa ein Heiliger?“

„Nein, ich bin aber auch in Paris gewesen, und dort ist es unmöglich.“

„Und ich bin in Stockholm gewesen, und hier ist es ebenfalls unmöglich.“

„Ich bin aber eine Mannsperson, siehst Du!“

„Ich bin ein armes Mädchen.“

„Nun, so laß es denn sein; wir sprechen nie mehr darüber. Aber künftig!“

„Bin ich so treu wie Gold.“

„Gold geht aus einer Hand in die andere.“

„Wie eine Taube denn!“

„Das mag gehen! Adieu, mein schönes Kind! Wie reizend Du bist!“

„Adieu, Calle! denke daran: heute Abend um 11 Uhr, mit Mannskleidern, zwei Paar geladenen Pistolen und zwei Säbeln.“

„Ha, ha, ha, so spaßhaft! werden wir uns duelliren?“

„Wir werden sehen! Komm nur pünktlich.“

Zehntes Kapitel.

Mamsell Jaquette.

Rosaliens Geschäft war weitläufiger, als das Calle Lundins, welcher nur ein Blumenbouquet haben wollte, welches er, ohne ein Wort sagen zu müssen, erhielt, weshalb er sich zuerst aus der Orangerie entfernte.

Als er aber vor die Thür gekommen war, reuete es ihn, sich so eilig von der schönen Rosalie getrennt zu haben, und er entschloß sich deshalb, sie zu erwarten.

Unterdessen beschäftigte er sich damit, an den Blumen zu riechen, welche er erhalten und sorgfältig mit Seidenpapier versehen hatte.

Endlich kam auch Rosalie.

„Wie? bist Du noch nicht fortgegangen?“ frug sie.

„Nein! Siehst Du, Rosalie, es reuete mich!“

„Was? Wir sind ja noch nicht verheirathet, es ist also nicht zu spät.“

„O nein, Rosalie, es reuete mich, so schnell von meiner lieben Braut gegangen zu sein. Ich dürfte doch wohl das Vergnügen haben können, Dir meinen Arm anzubieten?“

„Sehr gern; das war recht artig!“ antwortete Rosalie, und legte ihre schmächtige, flache Hand auf seinen Arm.

„Wo willst Du mit den Blumen hingehen?“ frug sie neugierig.

„O, das ist eine lustige Geschichte. Mein lieber Oberst, so stattlich er auch aussieht und obschon er sehr reich ist, hat jedoch nicht meine Routine in der Liebe. Das hat aber gewiß blos darin seinen Grund, daß er stets so mürrisch ist und ich froh bin. Die Mädchen lieben muntere Burschen.“

„Gewiß. Aber wie heißt Dein Oberst?“

„Oskar, wie der König, und Ange, wie Du!“ antwortete der ritterliche Bediente.

„Wie ich? Das einzige Häßliche, was ich habe, ist mein Name; das ändert sich aber, wenn wir verheirathet sind.“

„Ange, mein süßes Täubchen, bedeutet Engel!“

„Nun, wie war denn die angenehme Geschichte mit den Blumen?“

„Ja, der Oberst ist verliebt bis über die Ohren in eine ausländische Mamsell, welche auf der Regierungsgasse wohnt. Dahin muß ich jeden Tag mit

einem frischen Blumenbouquet und einem kleinen Billetdoux traben. Es versteht sich, daß er in dem Billet bettelt und bittet, zu ihr kommen zu dürfen. Aber ich erhalte von der Unerbittlichen keine Zeile zur Antwort. Ich bekomme sie auch nie zu sehen, sondern nur die Kammerjungfer, Mamsell Jaquette, und da diese ein süßes Kind ist, so ist es nicht so unangenehm, dorthin zu gehen."

„Nimm Dich in Acht!" sagte Rosalie und zwickte ihren Bräutigam tüchtig in den Arm.

„Ja so, es ist wahr, ich bin verlobt. Aber es ist nicht so gefährlich; Jaquette ist eine Prise Schnupftabak gegen Dich!"

„Schnupfe nur nicht!"

„O nein, ich schnupfe nie, Rosalie. Obschon aber der Oberst nicht hinaufgehen darf, so wandert er doch jeden Abend, wenn es dunkel geworden ist, und ganze Nächte hindurch, wie eine Patrouille, vor ihrem Hause hin und her, denn er ist verliebt wie eine Ratte, ja, wie ich, Rosalchen! Siehst Du, es wäre keine andere Nachtwache nothwendig, wenn in jedem Hause ein süßes Mädchen wohnte und ihre getreuen Liebhaber gingen außen hin und her, sobald es dunkel geworden wäre. Wäre ich König, so würde ich es anbefehlen. Aber es finden sich vielleicht nicht so viele süße Mädchen in Stockholm, als Häuser, oder als Stadtviertel."

„Oho! aber solche Liebhaber thun mir leid, wie

der stolze Oberst. Ich kenne ihn wohl, er hat einmal mit mir getanzt.“

„Du möchtest doch wohl ein . . .!“ sagte Lundin und blieb, eifersüchtig geworden, stehen.

„Sei unbesorgt, es gibt jetzt nur einen Calle Lundin für mein Herz. Hüte Dich aber vor Jaquette, ich kenne die Gefährliche nur allzugut. Aber siehe, wir sind jetzt auf der Regierungsgasse; Adieu, süßer Calle!“

Und Rosalie nickte recht zierlich mit ihrem schönen Köpfchen und Calle Lundin stand an der Ecke, bis ihr blauer Mantel in dem Pförtchen verschwunden war, welches auf den Markt Carls XIII. führt.

„Welch' ein Engel!“ seufzte Calle Lundin, „es war ein Glück, daß ich nach Stockholm kam, bevor ein Anderer ihn weghaschte.“

Er befand sich bald Angesicht gegen Angesicht mit Jaquette.

„Sind Sie wieder da mit Ihrem Bouquet und Billet?“ sagte sie.

„Wie gewöhnlich, Mamsell Jaquette; wie befindet sich das Fräulein?“

„Sie hat gesagt, daß sie dies nicht mehr annehmen wolle, sondern läßt grüßen und bitten, daß der Oberst sie nicht mehr belästigen möge.“

„O süßes Kind, die Antwort möchte ich meinem

Herrn nicht hinterbringen. Gehen Sie gefälligst und überreichen Sie das Billet."

„Nein, es ist jetzt unmöglich!"

„Weshalb? wenn ich so naseweis sein und fragen darf."

„Nun, das Fräulein ist jetzt mit einem andern Herrn verlobt und somit geht es nicht an, weiter von dem Obersten derartige Sachen anzunehmen; verstehen Sie?"

„Wie unangenehm es ist, Mamsellchen, daß ich nicht mehr hierher kommen und ganze Stunden mit Ihnen vertraulich plaudern kann!"

„Lieben Sie das?"

„Ja wohl."

„Setzen Sie sich gefälligst."

Jaquette präsentirte artig einen Stuhl. Lundin setzte sich gemächlich und schlug die Beine kreuzweise über einander. Er hatte lange bemerkt, daß Jaquette sich in sein schönes Aeußere „vergafft" hatte, und obgleich sie ihm bei Weitem nicht so sehr gefiel, besonders jetzt, nachdem er die alte Jugendbekanntschaft mit Rosalien erneuert hatte, beschloß er doch, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, um wo möglich für seinen Herrn einen Vortheil zu erreichen, für welchen er, so leichtsinnig er auch war, wirkliche Zuneigung gefaßt hatte.

Außerdem glaubte er, daß es seine Bedientenehre

fordere, für seines Herrn Fortgang in Liebesangelegenheiten zu arbeiten. Er nahm deshalb eine sehr ernste Miene an, seufzte und sagte:

„Es möchte wohl ein schönes Glück sein, verlobt zu sein!"

„Meinen Sie? Weshalb verloben Sie sich nicht?"

„Ach, wer sollte mich denn lieben?"

„Sehr viele, glaube ich."

„Das bezweifle ich."

„O ich weiß Eine."

„Sagen Sie mir es gefälligst!"

„Ich, zum Beispiel."

„Sie selbst? Nein, das kann ich nie glauben."

„Ja, aufrichtig!"

„Ach, Mamsell!"

„Ach, Herr Lundin!"

„Werden wir einander lieben?" frug er und reichte ihr seine Hand.

„Ich thue es schon!" antwortete sie und drückte leidenschaftlich seine Hand.

Alle ihre Spekulationen wegen eines Agronomen waren verschwunden, seitdem sie zum ersten Male den schönen Bedieten sah.

„Einen Kuß zum Pfande!"

„Ach, mein Lundin!"

Sie reichte ihm ihre dünnen Lippen und Lundin drückte einen lauten Kuß darauf.

„Leise, leise! das kann man drinnen hören.“

„Ja so!“

„Obschon es nicht so gefährlich ist, denn das Fräulein schläft und die Gesellschaftsdame ist ausgegangen.“

„Nun, noch einen dazu.“

Es geschah, und Lundin nahm Jaquette auf seine Kniee und sagte:

„So, sie ist verlobt? mit wem? darf ich es wissen?“

„Ja, mit einem Großhändler, Namens Dulkert.“

„Kommt er am Tage her?“

„Freilich. Es ist ein hübscher Herr.“

„Hm,“ dachte Lundin, „es war angenehm, dies zu erfahren, es kann mir Trinkgelder vom Obersten verschaffen!“

„Ja, weil Du mein Bräutigam bist, so sollst Du mehr erfahren, wenn Du schweigst.“

„Nun,“ dachte Lundin, „es geht heute recht schnell, Bräutigam zu werden, aber dutzen muß man sich, ich liebe es. Es ist ganz wie in der Komödie.“

„Du sollst es erfahren. Sobald der Großhändler verheirathet ist, bekomme ich eine ansehnliche Summe Geld von ihm, weil ich die Heirath vermittelt habe.“

„Es ist merkwürdig; wie hast Du dies angefangen? Ich möchte es gern wissen.“

„Das kannst Du erst später erfahren.“

„Du liebst mich nicht, Jaquette!“ sagte er mit einer strengen Miene.

„O ja, süßer Lundin!“

„Und kannst mir derartige Dinge verschweigen, welche unser gemeinsames Glück begründen können?“

„Ich bin gezwungen.“

„Lebe wohl, Mamsell Jaquette,“ sagte Lundin in einem betrübten Tone und wollte aufstehen, aber Jaquette hielt ihn zurück.

„Ich kann nicht, Calle!“ seufzte sie.

„Ich auch nicht.“

„Nun, Du sollst Alles erfahren. Ich habe versprochen, Herrn Dulkert heute Nacht zum Fräulein hereinzulassen, und was weiter dann, verstehst Du schon!“

„Wie pfiffig! Aber sie hat ja eine Gesellschaftsmamsell.“

„Ja, das ist das Allerschlimmste; aber Du sollst mir rücksichtlich dieser behilflich sein.“

„Wie denn?“

„Nun, weder das Fräulein noch die Gesellschafterin haben Dich gesehen, deshalb bist Du ganz schön zu gebrauchen. Die Mamsell hat einen alten Verwandten, von welchem sie viel hält. Heute Nacht nach zwei Uhr,

sollst Du mit einem Wagen hierher kommen, an die Thür klopfen, ich öffne und Du grüßest vom Grafen von C. und sagst, daß er krank und dem Tode nahe sei, so wie sie bitten lasse, Dir zu ihm zu folgen, was sie nicht verweigern kann; er wohnt am äußersten südlichen Ende der Stadt, Du lässest den Wagen sehr langsam fahren und hältst sie so lange als möglich auf; Du fährst mit Fleiß verkehrt, er wohnt nämlich auf der Gothenstraße. Endlich wenn Ihr sehr weit fortgekommen seid (Du sitzest nämlich auf dem Kutscherbocke) und sie merkt, daß es nicht recht geht, sagst Du, daß der Graf aus der Stadt sich entfernt habe und außerhalb derselben auf einem Landgute wohne. Wenn Ihr so lange fortgewesen seid, daß wir etwa drei Stunden für uns gehabt haben, dann sagst Du, daß Du nicht den rechten Weg gefunden hättest, weil Du nur Miethbedienter seiest und nicht genau die Adresse wüßtest, welche Dir der Graf als seine Wohnung angegeben habe und welche Du zu Dir zu stecken vergessen hättest. Nachher kannst Du auf dem Rückwege die armen müden Pferde — schaffe Dir die schlechtesten an, welche zu finden sind, — bei der Lilieninsel ausruhen lassen; biete dem Kutscher etwas an und erfrische Dich selber, ich werde für den Schmauß stehen, und komme mit ihr so spät als möglich zurück. Es versteht sich aber von selbst, daß Du vom Wagen springst und Deiner Wege gehest. Den Kutscher wirst Du im Voraus

bezahlen und ihn sogleich fahren lassen, damit er das Haus nicht wieder erkennt, falls Nachfrage geschehen sollte.“

„Ja, ich begreife jetzt.“

„Erzeige mir den kleinen Dienst, Du gründest Dein Glück, schöner Lundin! denn wisse, daß ich wenigstens 10,000 Reichsthaler von Herrn Dulkert erhalte!“

Jaquette wagte nicht, so viel anzugeben, als sie erwartete; aber auch diese Summe kam Lundin sehr verdächtig vor. Er begriff, daß wenn eine so große Belohnung für eine Verrätherei in Frage stünde, das Fräulein ein sehr großes Vermögen besitzen müsse, und daß, wenn er anstatt dessen durch Treue gegen seinen Herrn, Dulkert würde hinderlich sein können und sie für den Obersten erhalten, er auf eine beständige Dankbarkeit desselben würde rechnen können, dessen Freigebigkeit er schon hatte kennen und schätzen lernen.

Der ganze Plan kam ihm übrigens, wie Jaquette selber, gemein und gefährlich vor; er war daher auf keine Weise zu verlocken, sondern that nur, als wenn er einverstanden wäre.

Jaquette, welche seine Bedenklichkeit auf einige Augenblicke gewahr wurde, sagte:

„Sei nicht furchtsam, das Fräulein ist eine Aus=

länderin und hat keine Freunde hier im Lande; übrigens stehe ich für Alles. Bedenke, daß wir schnell reich werden, anstatt arme Dienstboten bleiben zu müssen."

„Nun ja, aber nimm das Billet und die Blumen für heute an, denn sonst könnte mein Herr vielleicht Verdacht schöpfen. Wäre es nicht klüger, eine Antwort von ihr zu erlangen zu suchen, welche ihn beruhigen könnte, denn sonst könnte es geschehen, daß es ihm einfiele, in seiner Verzweiflung selbst hierher zu kommen, vielleicht außen herumzugehen und zu wandern, zum Beispiel eben heute Nacht."

„Du hast Recht, Du bist ein schlauer Bursche! Ich werde mit Deinen Sachen zu ihr gehen. Ich liebe nun einmal Dich. Wir passen durchaus für einander!"

Mamsell Jaquette ging zu ihrem Fräulein und kam nach einer Viertelstunde mit einem Billet von Engracia zurück, dem ersten, welches des Obersten inständige Bitten hatten auswirken können.

Lundin nahm einen rührenden Abschied von Jaquette.

„Ich bin doch ein merkwürdiger Mensch," dachte Lundin, während er mit stolzen Schritten vorwärts wanderte, sich nach Gewohnheit Zeit nehmend, „und

heute ist ein großer, bemerkenswerther Tag für mich. Zuerst und zuvörderst bin ich mit dem schönsten Mädchen Stockholms, die mich außerordentlich liebt, verlobt worden. Dann habe ich die Verlobung mit einem andern Mädchen, welche zu besitzen, sich jeder Andere an meiner Stelle höchst glücklich fühlen würde, gefeiert. Ferner soll ich mit meiner Rosalie diesen Abend ein Abenteuer bestehen. Es ist romantisch und wird mich in der ganzen Stadt berühmt machen. Rosalie ist so nobel, daß das Abenteuer gewiß auch anständig ist. Sie will sich gewiß mit einem Offizier duelliren, welcher ihr zu nahe getreten ist und ich soll Sekundant sein. Es ist sehr angenehm, Sekundant zu sein. Aber es ist wahrscheinlicher, daß sie sich nur mit mir, ha ha! duelliren will. Weiter bin ich mit einem geheimen Plane vertraut geworden, eine Mamsell wegzuführen; aber daraus wird nichts. Endlich trage ich in meiner Brust das Bewußtsein eines großen politischen Geheimnisses, einer Revolution. In meine Hand ist der Sieg der Freiheit oder der Königsmacht gelegt. Ich kann ihn einer dieser beiden Parteien nach meinem Willen geben. Eine kleine Nachricht an die Polizei stürzt die ganze Revolutionspartei. Wenn ich die Sache recht überlege, so besteht sie doch nur aus Lumpengesindel, schlechtem Volke, liederlichen Gesellen, welche sich zu Allem hergeben. Ich bin im Begriff, ein wohlhabender und angesehener Mann zu werden, und dann gehöre ich

der Partei der Ordnung und der Königsmacht an. Soll ich sogleich auf die Polizei gehen? Es könnte mir vielleicht eine kleine Anstellung im Staate verschaffen. Aber ich will lieber erst zu meinem armen Herrn gehen."

Eilftes Kapitel.

Ein junger und ein alter Edelmann.

Während Calle Lundin auf der Nordbrücke auf- und abwandert, können wir dem Leser erzählen, was eine Woche vorher sich bei Frau Svensson und mit Gustav zugetragen hat.

Nachdem Frau Svensson berichtet hatte, was sie von Marie Gellert wußte, ohne jedoch den Namen des Barons zu nennen, und der Graf hinzugefügt hatte, was er für passend erachtete, wobei sowohl der Graf als auch Frau Svensson Vieles mit Stillschweigen übergingen und manche Verhältnisse, welche sich zur Erzählung vor den jungen Leuten nicht recht eignеten, in einem mildern Lichte dargestellt hatten, endete Frau Svensson mit diesen Worten: „Ja, so sehr liebte dieser Engel ihren verbrecherischen Mann, daß sie, gleich dem Pelikan, ihn mit ihrem eigenen Blute hätte nähren können.“

Als Frau Svensson diese Worte äußerte, erwachte ihr Mann und wollte sich zu den Fremden begeben; aber als er das Wort „Pelikan“ hörte, und er hörte Nichts weiter, erschrak er und glaubte, daß seine liebe Frau von seinen heimlichen Wanderungen nach dem bekannten Keller dieses Namens spräche. Er war so bestürzt darüber, daß er sich schnell auskleidete, sich in's Bett legte und sorgfältig die Gardinen zuzog, um von dem Fremden nicht gesehen zu werden.

Zu seinem großen Verdrusse rief ihn seine Frau in diesem Augenblicke und sagte:

„Komm, lieber Svensson, und biete Deinem Besuche ein Glas Wein an!“

„Da wäre ich gern dabei gewesen, wenn ich nicht so dumm gewesen wäre und mich im Schrecken hingelegt hätte,“ dachte der Alte, wagte aber nicht zu antworten, sondern ließ einen schnarchenden Ton hören, um sie glauben zu machen, daß er schlafe.

Frau Svensson servirte dann selber von ihrem besten Weine, denn sie hatte eine Flasche besseren und eine schlechteren Wein, welchen sie viele Jahre hindurch verwahrt hatte, weil in ihrem Hause nur in höchst außerordentlichen Fällen Wein getrunken wurde; und eine solche schien für sie gekommen zu sein, da sie Marie Gellert's Geschichte berichtet und auch einen so ehrenvollen Besuch, wie von dem in der Umgegend

wegen seiner Wohlthätigkeit bekannten alten Herrn vom Lande, erhalten hatte.

Nachher nahm der Graf Abschied und Gustav bot ihm an, ihn nach Hause zu begleiten, welches Anerbieten der Graf mit Dankbarkeit annahm, aber es geschah meist deshalb, weil er einige Worte mit Gustav sprechen wollte.

Gustav folgte ihm nicht allein den kurzen Weg die Gasse entlang, sondern auch in seine einfache Wohnung.

Nachdem der Graf sich in einen Lehnstuhl gesetzt und seine Pfeife angezündet hatte, und Gustav sich an einem Tische ihm gegenüber niedergelassen hatte, welcher mit eben herausgekommenen schwedischen und ausländischen Büchern sehr beschwert war, womit der Graf sich gewöhnlich bei seinen Besuchen in Stockholm versah, sagte der Graf, während Gustav mit wißbegierigen Augen einen Buchtitel nach dem andern betrachtete:

„Mein Freund! ich achte Deinen Entschluß, als Tischlergesell zu arbeiten, gewiß, aber ich bitte Dich zu bedenken, daß Du dabei Deine Studien gänzlich versäumst.“

„Mein guter Onkel, ich will ja kein Examen machen.“

„Ich auch nicht, mein Sohn, aber ich setze doch beständig meine Studien fort; siehst Du, es ist noth-

wendig, der Entwickelung seiner Zeit zufolge, um die Jugend der Seele zu erhalten. Es ist ein Vergnügen, welches alles Andere aufwiegt. Zwar wird viel Untaugliches und Inhaltsloses geschrieben, aber man muß so viel als möglich lesen, wenn man auf das Beste stoßen will, gleichwie der Fischer überall versuchen muß; denn es verhält sich mit den Gedanken wie mit den Fischen, die größten werden nicht auf dem bekannten Grunde gefangen, sondern halten sich bald hier, bald dort in der Tiefe auf. Und wenn Du meinem Vorschlage Gehör schenken wolltest, so würdest Du Gelegenheit haben, denselben Genuß zu empfinden."

„Welchem Vorschlage, Onkel?"

„Nun, die Sache ist die, daß ich einen Inspektor auf dem Hauptgute habe, mit dem ich nicht mehr zufrieden bin, weil er im Geheimen meine Pachtbauern auszusaugen sucht. Ich wünschte, daß Du, während ich noch lebe, Dich dahin begäbest und kennen lerntest, was Du für die Zukunft brauchst, wenn Du selbst Besitzer wirst."

„Mein bester Onkel, wenn es einmal geschieht — Gott mag es noch lange abwenden! — so werde ich schon die Landwirthschaft kennen lernen, wenn es nothwendig sein sollte. Lassen Sie mir inzwischen meine Unabhängigkeit, und mich an die kleinen Einkünfte gewöhnen."

„Wie Du redest, die Landwirthschaft leicht ge-

lernt! Dazu ist die ganze Lebenszeit eines Menschen erforderlich, wie ich von den tüchtigsten Kennern gehört habe. Aber ich meinte nicht die minder wichtige Sache, die Oekonomie, so nothwendig sie auch als Grundlage ist, sondern die moralischen Eigenschaften, welche Derjenige sich bei Zeiten aneignen muß, welcher Herr über Viele werden will. Die Meisten denken nur daran, zu lernen, wie sie die Erde bearbeiten und das Vieh aufziehen müssen, aber sehr Wenige oder Keiner bedenkt die vornehmste Pflicht eines Gutsherrn, seine Leute rechtlich zu behandeln, so daß er und sie Nutzen haben. Besonders hat sich ein großer Leichtsinn in diesem Falle eingeschlichen, seitdem die meisten Fideikommisse aufgehoben sind; früher war es Sitte, daß aller Grundbesitz dem ältesten Sohne als Erbe zufiel. Diese Ansicht ist jetzt veraltet, weil man allen seinen Kindern gerecht werden will; dies ist aber nicht genug, man muß auch allen Menschen Gerechtigkeit zuertheilen, besonders seinen Untergebenen, welche auch Kinderrechte in gewisser Beziehung haben sollen, zumal wenn der Gutsherr väterliche Gewalt über sie hat. Der alte Brauch, daß der älteste Sohn alleiniger Besitzer wurde, war sonach im Grunde keine Bevorzugung des Einen, sondern ein Mittel, Allen gerecht zu werden. Denn dadurch, daß er allein das ganze Gut erhielt, brauchte es nicht verkauft zu werden, um das Erbe theilen zu können. Nichts ist schlimmer für die

Untergebenen, als wenn das Land von dem einen Geschlechte auf das andere übergeht, denn ein neuer Besitzer hält sich nie für verbunden, solche alte Diener eines Landguts zu pflegen, welche für den Vorgänger gearbeitet haben, und auf diese Weise verlieren dieselben den Schutz, den zu fordern sie ein Recht haben. Durch die beständige Erbtheilung nach dem jedesmaligen Ableben eines Besitzers haben die Grundbesitzungen des Landes angefangen, nach dem allgemeinen Begriffe gleichwie anderes Mobiliarvermögen zu erscheinen; man hat vergessen, daß ein Grundeigenthum stets Pflichten gegen die Arbeiter auf demselben mit sich führt, daß das Grundeigenthum nicht allein zum Genuß da ist, sondern auch um die Obliegenheiten gegen die Eigenthumslosen, welche einer so wichtigen Gutsherrngewalt angestammt sind, zu erfüllen, und deshalb berechnet man nicht die Ausgaben, welche sowohl Gesetz als Moral fordern, sondern giebt mehr aus, als man hätte thun sollen, und kann sodann seine Pflichten nicht erfüllen. Aber solche Grundbesitzer haben nie Freude und Segen, ohne daß sie nur ahnen, weshalb. Freilich sind auch Viele unter ihnen, welche große Güter auf die alte Weise erben, welche aber dennoch die erste Pflicht eines Gutsherrn vergessen, ein Vater für seine Untergebenen zu sein. Sie geben sich viele Mühe, um die Saatarten und die Viehracen zu veredeln, aber mit den Menschen kann es gehen wie

es will. Deshalb geht die Sage im Lande, daß die Herren Arme und Schelme machen. Es wäre gut, wenn die Umsicht einmal bei dem Herrenstande erwachte, so daß sie ihre Schuldigkeit einsähen. Als Gott Einige zu Gutsherren, andere Viele zu Dienern machte, geschah dies deshalb, daß die Erstern an seiner Statt die Letztern pflegen sollten, und er wird einmal Rechenschaft für Alles fordern, was in dieser Beziehung versäumt worden ist. Das Vieh der Herrengüter fängt an, immer stattlicher zu erscheinen, aber die Arbeiter derselben und deren Kinder werden immer elender. Dies ist keineswegs recht. Ein Hausherr muß sich um seine Diener kümmern, dies könnte Jeder einfach aus dem Katechismus erfahren; aber das kleine Buch, welches so fleißig den Köpfen der Diener eingeprägt wird, was ganz in seiner Ordnung ist, scheint von manchem Hausherrn vergessen und verachtet. Du selbst, mein lieber Gustav, sollst Herr eines großen Gutes mit vielen Untergebenen werden, und ich wünsche deshalb, daß Du bei Zeiten lernen möchtest, sie gut abzuwarten; dies ist eine viel schwerere Kunst, als die Erde zu bebauen. Machst Du das Letztere schlecht, so verdirbst Du nur Dein irdisches Gut; aber machst Du es im ersteren Falle nicht recht, so kommst Du, auch abgesehen davon, daß Du noch den gewissen und ehrlichen Gewinn verlierst, welchen gut behandelte und deshalb ergebene und emsige Diener ihren Herren ver-

schaffen können, in eine schwere Verantwortlichkeit vor Gott und Deinem Gewissen. Ich wünschte deshalb, daß, während ich lebe, Du in Zeiten aus meiner langjährigen Erfahrung Nutzen ziehen möchtest. Ich will jetzt blos eine Sache erwähnen. Wenn ein junger Mann, wie Du, auf's Land kommt, wie geht es dann zu? Selber hat eine Person, welche Bildung besitzt und unter gebildeten und guten Menschen gelebt hat, viele und große Ansprüche an ihre Mitmenschen und auch an sich selbst. Im Anfang ist er gut und edelgesinnt gegen seine Leute und schenkt Vieles unnöthig weg; er will sie auf die Weise gewinnen, welche er fälschlich für die richtige hält, durch Gnaden und Geschenke, aber dies mißglückt gänzlich. Die Armen machen dann allzugroße Ansprüche, besonders da die Schlechtesten unter ihnen das Meiste bedürfen und das Meiste erhalten. Merken die Leute, daß sie es mit einem sogenannten guten Herzen zu thun haben, welches ohne Unterschied giebt, so wachsen ihre Forderungen und ihr Fleiß hält an. Allmählig ermüden und ärgern sie ihn, so daß das gute Herz sehr streng wird. Alle tauglichen Leute entfernen sich von ihm, die Untauglichen bleiben zurück und die Armen, keine Andern, schließen sich an ihn an. Das gute Herz hat oft das falsche Princip, nicht so reichlichen Lohn zu versprechen, als nothwendig ist, um sodann gutwillig Geschenke hinzuzufügen, welche für ihn ein Genuß

sind. Dies ist mehr egoistisch, als man glaubt. Je größeren Lohn ein Hausherr giebt, und keiner giebt doch zu großen, desto mehr hat er die Wahl unter den besseren Arbeitern, gleichwie wenn er als Einer bekannt ist, welcher sich um seine Diener im Alter kümmert, falls sie in Noth gerathen. Gerechtigkeit, volle Gerechtigkeit, nicht gemodelt nach eignen Vorstellungen, muß ein Hausherr seinem Diener zuertheilen, wenn er ihn sich auf die Dauer erhalten und alle seine Pflichten erfüllen will. Diener haben, wie die Herren, verschiedene Launen und viele Fehler; aber der größte Fehler der Herren ist, Vollkommenheit bei ihrem Diener zu suchen, ohne diese selbst zu besitzen. Hast Du einen fehlerhaften Diener, so jage ihn nicht sogleich mit Weib und Kind von Haus und Hof, denn Du machst ihn und seine Familie dann vielleicht zu Verbrechern und mußt dann vor Gott für die Folgen stehen, weil Gott Dir väterliche Macht ertheilt, väterliche Pflichten auferlegt und die Mittel dargeboten hat, sie zu erfüllen. Versuche wenigstens erst, den Fehlerhaften auf bessere Wege zu bringen, denn Gott gab Dir größeres Vermögen und mehr Verstand, als Deinem Diener, deshalb, daß Du an der geistigen Veredelung Derer arbeiten solltest, welche Deinen Grund und Boden bewirthschaften."

Der Alte sprach Vielerlei der Art und wurde im-

mer wärmer und eifriger, denn er lebte und eiferte für die Wohlfahrt seiner Mitmenschen.

Gustav hörte ihn mit Aufmerksamkeit an, denn er achtete die edlen Ansichten des Alten, aber er lächelte bisweilen, weil er die Worte und Ermahnungen des Grafen wenig auf sich anwendbar hielt.

Aber der Alte verbreitete sich mit Fleiß nach mehreren Seiten hin, weil ihm Etwas auf dem Herzen lag, was er gern aussprechen wollte, obgleich erst nach vielen Abschweifungen.

Endlich sagte der Graf: „Ich will deshalb, daß Du den ehrsamen Tischler sogleich verlässest und mit mir reisest, um Deine künftigen Unterthanen recht behandeln zu lernen.“

„Ich habe ja meinem Onkel schon mehrere Male meinen festen Entschluß zu erkennen gegeben, ein —“

„Ehrlicher Mensch zu werden; aber das geht auch auf meine Weise.“

„Antworten Sie mir, Onkel, auf eine Frage. Frau Svensson erzählte viel von Marie Gellert und ihrem Manne, aber sie nannte des Letzteren Namen nicht. Glauben Sie nicht, daß ich weiß, daß mein eigner Vater der Leichtsinnige war, welcher ihr Vermögen zuerst verschwendete, sodann sein eignes und zuletzt das meiner Mutter? Er empfing freilich bedeutend weniger Reichthum, als welcher mich erwartet, aber kein Reichthum ist zu groß, daß er nicht verschwendet

werden könnte. Sehen Sie es deshalb nicht als nothwendig für mich an, daß ich, der ich seine Anlagen geerbt, einen richtigen, vollständigen Cursus in der Schule der Arbeit, der Demuth und der Entsagung durchmache, bevor ich Herr über Andere werde? Glauben Sie nicht, daß ich leichter als Tischlergeselle lernen werde, die Bedürfnisse der arbeitenden Klasse zu verstehen, ihre Wünsche und Gewohnheiten, und nachher sie um so leichter zu dem rechten Ziele zu führen, wenn ich Gutsherr werde? Schon seit meinem ersten Zusammentreffen mit Ihnen habe ich genau alle meine Aussichten für die Zukunft bedacht und den Entschluß gefaßt, bei Svensson ein Jahr wenigstens zu bleiben."

„Solltest Du aber anstatt dessen auf einen andern Plan eingehen, welcher mir einfällt? Du willst durch eigene Erfahrung die Bedürfnisse der Arbeiter und das Maß für ihre Kräfte kennen lernen. Was brauchst Du die der Arbeiter in einer großen Stadt zu kennen? Nein! komm lieber auf's Land unter einem fremden Namen, nimm zum Schein Dienste auf meinem Gute, arbeite unter den Leuten und lebe wie sie, wenn Du Lust und Kräfte zur Entsagung hast. Ich bewundere die Idee, welche Du ganz unbestimmt dargelegt hast. Es wäre für jeden künftigen Hausherrn wirklich nützlich, wenn er die Grade in der Arbeit durchmachte auf dieselbe Weise, wie der Soldat pflegt, obgleich vielleicht etwas mehr Ernst nothwendig ist.

Gleichwie Niemand als General geboren wird, so wird auch Niemand zu einem richtigen Hausherrn geboren, obschon Viele es sich einbilden. Komm deshalb zu mir und fange auf der niedersten Stufe an.“

„In Einem Jahre, mein Onkel, werde ich es thun.“

„Aber ich kann unterdessen sterben.“

„O nein! das fürchte ich nicht.“

„Du liebst sie, Gustav, bekenne es!“ sagte der Graf plötzlich.

Gustav erröthete und schlug die Augen nieder.

„Deshalb bestehst Du so hartnäckig auf Deinem Vorsatze. Aber merkst Du nicht, daß Du hier auf dem Wege bist, in die Fußstapfen Deines unglücklichen Vaters zu treten? Du willst ein armes Mädchen verführen. Gott bewahre Dich davor!“

„Nein, mein Onkel, ich will ehrlich mit ihr handeln.“

„Du solltest Dich mit ihr verheirathen wollen? Unmöglich! Eine solche Liebe entsteht nicht in einigen Wochen. Nur die äußere Schönheit entflammt die Sinnlichkeit so sehr; die Reize, welche den Mann veranlassen, eine Gefährtin durch's Leben zu suchen, offenbaren sich nicht so schnell, denn sie gehören dem verborgenen Geiste an.“

„Ich habe sie zwei ganze Jahre geliebt, mein Onkel.“

„Ich fange an zu fürchten, daß Du Deinem

Vater in vielen Fällen gleichst, auch in dem, daß Du nicht die Wahrheit liebst.“

„Ich will Ihnen Alles berichten, dann mögen Sie urtheilen.

„Es war vor zwei Jahren, als ich einmal in einem Kleiderverkaufslokale auf der Königinstraße stand, um einen kleinen Handel abzuschließen. Während ich mit der Besitzerin sprach, trat ein junges Frauenzimmer ein, ganz einfach gekleidet, aber mit einem Benehmen und einem Aussehen, welches mir Beides höchst ungewöhnlich vorkam. Wenigstens hatte ich nie etwas ihr Vergleichbares gesehen, und ich glaubte bestimmt, daß sie der höchsten Klasse der Gesellschaft angehörte. Sie flüsterte einige Worte zu der Kleiderhändlerin, welche ihr eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit und fast Ehrfurcht bewies. Dies kam mir um so merkwürdiger vor, als ich diese als eine rohe, abstoßende Person kannte, welche sich aus der niedrigsten Klasse und von einer ausschweifenden Lebensweise zu ihrer ansehnlichen Stellung in der Gesellschaft emporgeschwuugen hatte und oft sich sehr gemein gegen Diejenigen betrug, welche ihrer Meinung nach höher als sie standen. Ich konnte deshalb nicht unterlassen, sie zu fragen, nachdem das junge Mädchen sich entfernt hatte, wer sie wäre.

„„Wenn Sie das wüßten!“ antwortete die Alte mit einer schlauen Miene.

„Ist es ein Geheimniß?

„„So Etwas allerdings, aber ich kann doch Etwas davon sagen. Das süße Mädchen ist ein richtiger Engel. Sehen Sie, sie hat einen Frauenverein aus so einfachen Menschen, wie ich bin, gestiftet, aus alten, erfahrenen Weibern. Wir versammeln uns jeden Sonnabend und dann lies't sie uns eine Menge schöner Sachen vor, andächtig und angenehm anzuhören, so daß man sich dabei wohl befindet. Nachher hat sie eingeführt, daß wir einen Stüber jede Woche zu einem guten Zwecke geben, nicht gerade, um nichtsnutzigen Subjecten zu helfen, sondern unglücklichen Menschen, welche Mangel leiden. Wir richten es so ein, daß einem Jeden zur rechten Zeit geholfen wird mit Wenigem, bevor die Armuth ein leeres Haus macht. Besonders suchen wir arme Mütter zu unterstützen, welche hier und da in den Winkeln sitzen und für ihre kleinen Kinder arbeiten. Außerdem thun wir verschiedenes andere Gute, dies gehört aber nicht hierher. Aber Alles ist ihre Erfindung und Anordnung, und Manche von uns würde sich um alles Dies nicht gekümmert haben, wenn sie nicht gewesen wäre. Sie bereitet uns mit ihren Vorlesungen, durch ein wenig Gesang und Musik vor, daß wir ihr gern das Vergnügen wieder verschaffen, auf ihre Vorschläge zu guten Thaten, welches ihre Leidenschaft ist, einzugehen. Und eine Mutter hat sie, eine wahre Krone, obgleich sie ein

wenig stolz ist. Wir Andern sind nur einfache Menschen. Was meinen Sie, Herr Baron? Ist nicht die Eine so gut als die Andere? Ich wundere mich gerade darüber, wie die vornehmen Damen sich geberden."

„Die Alte sprach noch viel zu ihrem und ihrer Kameradinnen Ruhme, ich hörte aber nichts Anderes, als was das ungewöhnliche Mädchen betraf, welche sich zum Umgange mit so alten, schwer umgänglichen Weibern herabgelassen hatte, um ihre Herzen zu einer edeln Thätigkeit anzuspornen. Ich verlangte vergebens, ihren Namen kennen zu lernen, sie wollte mir es nicht sagen, weil alle Mitglieder der Gesellschaft versprochen hätten, diesen geheim zu halten.

„Während eines ganzen Jahres dachte ich beständig an das edle Mädchen; ihr Bild mit den großen, strahlenden Augen schwand nie aus meinem Gedächtnisse. Alle meine Vorstellungen von künftigem Glücke wurden allmählig unauflöslich mit dem Gedanken an sie verbunden. Die Weise, auf welche ich sie das erste Mal sah, unter der Ausführung einer guten Handlung — denn sie hatte der Kleiderhändlerin eine zarte Bitte für einen unglücklichen Schuldner zugeflüstert — diese Weise war so verschieden von derjenigen, auf welche der Gegenstand der ersten Liebe Anderer sich gewöhnlich offenbart, in Spielen und Vergnügungen, oder vorzugsweise auf einem Balle, nämlich, daß sie meiner Einbildung stets von einem verklärten Scheine

umgossen vorschwebte. Ich konnte mir nichts Erhabeneres denken als dieses schöne Weib, für den Glanz des Lebens und zum Genusse der besten Blumen desselben geschaffen, welche statt dessen ihre Reize und Talente anwendete, um, gleich einem weiblichen Orpheus, aus Herzen, welche Baumstämmen und Steinen gleich sind, einen geheimnißvollen Tempel der Wohlthätigkeit aufzubauen."

„Es ist das Beispiel von Marie Gellert, welches auf sie gewirkt hat, und die Lehren, welche sie von ihrer achtungswürdigen Mutter erhalten hat," sagte der Graf.

„Ich sah sie beständig in meinen Gedanken, den Vergnügungen und Spielen ihres Alters entsagend, gleich einem andern Engel auf die Erde niedersteigen und durch ihre bloße Gegenwart das sonst Unreine zur Reinheit verwandeln. Ich wurde immer mehr eingenommen für sie, sie schwebte mir als das Ideal eines Weibes vor; war es demnach wunderbar, daß ich sie liebte, bevor ich noch ihren Namen kannte? Und gerade als ich vor nicht gar zu langer Zeit in Upsala einmal in einer sehr schweren Drangsal war und durch Geldmangel fast von meinem Studentenexamen abgehalten wurde, erhielt ich unerwartet einen Brief von der Hand eines gebildeten Frauenzimmers; es waren nur wenige Worte, aber so schön ausgedrückt und so schonend, daß ich sogleich ahnte, daß es keine Andre

sein könne, als das Bild meiner Träume. Im Briefe lag eine für mich hinreichende Summe Geldes. Sie schrieb, daß einige Freunde, welche von der gedrückten Stellung eines jungen Mannes unterrichtet worden wären, das Zugeschickte gesammelt hätten, um ihm eine kleine Hilfe zu leisten. Es stand kein Name darunter. Ich hörte nachher in Upsala, daß mancher Student eine ähnliche Unterstützung erhalten hätte, und daß sogar ein verdienstvoller Jüngling, wie man vermuthete, von einigen älteren Frauenzimmern, welche eine wohlthätige Gesellschaft gebildet hatten, ganz und gar erhalten und bis zum Predigerexamen unterstützt worden sei. Ich suchte ihn sogleich auf, aber obgleich er die Sache bestätigte, wußte er doch keinen Namen und keine Person. Als ich neulich nach Stockholm kam, glückte es mir schon am ersten Tage, dem edlen Mädchen zu begegnen; ohne daß sie es merkte, folgte ich ihr bis an ihre Wohnung, erkundigte mich in der Nähe und erfuhr, daß in dem kleinen Hause Niemand anders als der Tischler Svensson wohnte, und daß er eine schöne Tochter hätte. Ich hatte vorher beschlossen, mir Arbeit zu suchen, welche es auch wäre, und jetzt beschloß ich augenblicklich, mich bei dem Tischler anzumelden, welches recht schön paßte, da ich einige Kenntnisse in diesem Gewerbe besaß.“

„Aha! es war also nicht allein die sonderbare

Grille, welche Dich zum Tischler machte, sondern die Liebe.“

„Ich bekenne es gern, mein Onkel, aber ich glaubte nicht verständiger handeln zu können. Ich wurde angenommen, wie Sie wissen, und konnte jeden Tag die edle Magdalena sehen. Bald hatte ich Gelegenheit, ihre Handschrift zu sehen, es war dieselbe wie in dem Briefe, welchen ich erhalten. Ich bemerkte bald ihre Theilnahme für mich, ich bin ihren Handlungen auf die Spur gekommen und weiß jetzt, daß sie, wie die Kleiderhändlerin sagte, wirklich jeden Sonnabend mit der erwähnten Wohlthätigkeitsgesellschaft zusammen ist. Sie war es also, der Abgott meines Herzens, welche mir aus der drückendsten Noth half, dazu wahrscheinlich von der Kleiderhändlerin veranlaßt, welche meine Armuth kannte, weil ich gerade bei ihr Schulden machen mußte und in der Zeit, wo ich die Hilfe erhielt, gegen sie in einem Briefe mich beklagt hatte, daß ich sie nicht bezahlen und auch nicht mein Examen machen könne. Der Arme, wie Sie sehen, ist vielen Demüthigungen ausgesetzt.“

„Damit soll es ein Ende haben, mein lieber Gustav,“ antwortete der Graf, „alles Dies überzeugt mich, wie nothwendig es für Dich ist, jetzt sogleich in eine neue Wirksamkeit zu treten und Deine Stellung als der künftige Fideicommißerbe anzutreten.“

„In einem Jahre, mein Onkel. Lassen Sie mich das Trauerjahr hindurch in dieser demüthigen Lage, als eine Sühne für die Fehler meines Vaters gegen meine Mutter, und als eine nothwendige Prüfung für mich.“

„Ja der Liebe, mein lieber Gustav. Aber ich sage Dir aufrichtig, daß ich Deine Weise, so geheimnißvoll zu Werke zu gehen, nicht billige.“

„Mein guter Onkel, ich möchte das Herz und die Hand des edlen Mädchens so gern als einfacher Tischlergeselle gewinnen; könnte ich dies, so wüßte ich, daß sie mich wirklich liebte; wenn ich dagegen als der künftige Erbe eines großen Vermögens aufträte, so würde ich nie recht gewiß sein, ob dies nicht den Ausschlag in der Sache gegeben habe. Uebrigens befürchte ich bei der Mutter eine große Abneigung gegen meinen wirklichen Namen; ich wollte erst durch eine ernste Lebensweise und durch Arbeitsamkeit mich des Wohlwollens der achtungswürdigen Mutter würdig zeigen.“

„Ja so, es ist also die Eigenliebe und die Furcht vor abschlägiger Antwort, welche Deinen Beschluß gefestigt haben. Ich fürchte ebenfalls, nach dem was ich aus dem ziemlich deutlich ausgesprochenen Abscheu der Frau Svensson gegen Deinen Vater bemerkt habe, daß sie Dir nie ihre Tochter giebt, so schmeichelhaft es auch für sie sein könnte, Schwiegermutter eines Barons zu werden. Wenn übrigens einige bürgerliche

Familien eine tadelnswerthe Manie für Verbindungen mit uns von hoher Geburt haben, so giebt es dagegen Andere, welche eine ganz und gar entgegengesetzte, fast feindliche Gesinnung haben. Und ich für meinen Theil billige keineswegs diese Ehen zwischen verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft."

„Und doch hatten Sie die Absicht, sich mit Marie Gellert zu verheirathen."

„Ach ja," seufzte der Graf, „dies war ganz anders."

„Durchaus nicht, mein guter Onkel, denn Magdalena ist nicht allein Maria's Abbild im Aeußeren, sondern besitzt auch ihre schöne Seele, und wenn ich in Hinsicht auf Vermögen, Bildung und Rang weit unter Ihnen stehe, schon in der Zeit, da Sie um Mariens Hand sich bewarben, so bin ich ihr um eben so viel näher."

„Marie war wenigstens Predigerstochter und ihre Mutter ein Fräulein; aber eine Handwerkstochter, so edel und schön sie auch ist, paßt für keinen Jüngling von hoher Geburt. Du wirst es stets bereuen, denn wenn auch ich in Folge ihrer Aehnlichkeit mit Marien nichts gegen das Mädchen einzuwenden hätte, so hast Du viele Verwandte und Gleichgestellte, welche stets auf Deine Gattin verächtlich blicken würden, und das ist das Bitterste für einen Mann. Deine Kinder würden sogar in der Zukunft eine nichtadelige Mutter we-

niger achten. Glaube mir, jung und verliebt betrachtete ich diese Sache anders; aber nachdem ich alt und erfahren bin, werde ich stets von so ungleichen Verbindungen abrathen. Deshalb will ich, daß Du sogleich Svensson's Haus verlässest, um nicht länger das Mädchen der Gefahr auszusetzen, daß sie sich ernstlich an Dich bindet, und daß Du in einem andern Wirkungskreise sie vergessen mögest."

„Nie, mein guter Onkel. Ich bitte Sie, um Marie Gellerts willen!"

„Schweig' davon, mein lieber Gustav, ich fürchte, daß Du zu schlau und zu hartnäckig bist. Wir werden nicht weiter von dieser Angelegenheit sprechen. Ich habe Dir etwas Anderes mitzutheilen. - Dein Halbbruder ist in der Stadt."

„Mein Halbbruder? Lebt das Kind, welches in Paris geboren wurde, noch?"

Der Graf lächelte und antwortete: „Ja, es lebt nicht nur, sondern ist zu einem großen und berühmten Obersten aufgewachsen."

„Oberst, mein Onkel?"

„Ja, und zwar deshalb, weil er stets meinen Rathschlägen gefolgt hat, obgleich sie ihm nur schriftlich mitgetheilt wurden."

„Verzeihen Sie mir, mein Onkel, ich werde auch gehorchen. Aber geben Sie mir eine Bedenkzeit, denn nie fürchtete ich, auf einen Widerstand zu stoßen

Ihrerseits, der Sie selbst so gut sind und wissen, was Liebe sagen will.“

„Aber ich entbehrte.“

„Das will ich auch thun, wenn — aber geben Sie mir Bedenkzeit.“

„Du sollst sie erhalten; inzwischen werde ich in der nächsten Woche Dich unterrichten, wann Du und Deine Schwester die Bekanntschaft Eures edeln Halbbruders machen könnt. Aber zuvor will ich Dich in einem guten Anzuge sehen, weshalb ich Dir hinreichend Geld zu Deiner Garderobe überlassen will, daß Du ohne Aufsehn Dich vor ihm mögest zeigen können, da er auch im Aeußern ein Edelmann ist. Du hast wohl nichts dagegen?“

„Wenn nur meine Hausleute nicht dadurch mißtrauisch werden, mein guter Onkel.“

Der Alte schüttelte mit seinem weißen Kopfe höchst unzufrieden, wollte aber nichts weiter sagen, weil er Gustav ungestörte Bedenkzeit versprochen hatte.

Gustav kehrte in sein ärmliches Schlafzimmer zurück, mit Frau Svenssons großem Leinwandschranke und dem kostbaren Leuchtervorrath; aber dies Zimmer war ihm lieber als alle andern Plätze der Welt, und obgleich die Aussichten in die Zukunft für ihn sehr glänzend geworden waren, seitdem er die Verbindung mit dem Oberhaupte der Familie wieder angeknüpft hatte, dachte er doch nicht daran, sondern nur, wie er

Magdalena's Herz und ihrer Mutter Beifall erlangen könnte.

Er schlummerte auf seinem einfachen Lager bald ein, wurde aber in seinen Träumen von seinem „Ideal“ besucht, gleichwie es auch uns bekannt geworden ist, daß die schöne Magdalena in derselben Nacht von ihm geträumt hatte.

Zwölftes Kapitel.

Die alten Männer im Pelikan.

Einige Tage darauf, an dem merkwürdigen Sonnabend den 18. März, befanden sich Gustav und sein Meister zusammen in der Werkstätte unter voller Arbeit.

Gustav hobelte so, daß die Werkzeuge gleichsam ertönten.

Der Alte sägte ein Bret, so daß die Säge knarrte.

Gustav schien deshalb so emsig zu arbeiten, weil er seine Gedanken verscheuchen wollte.

Aber Meister Svensson lächelte dazwischen wieder und lachte im Geheimen und schien vor Lust und Frohsinn eifrig in der Arbeit zu sein.

„Sie geht fort!“ seufzte Gustav für sich, „und ich kann ihr nicht folgen.“

„Endlich gehen sie fort,“ murmelte der Alte, „und dann hat man seine Freiheit. Wie es doch an den Sonnabendabenden angenehm ist!“

„Ach!“ dachte Gustav, „wenn ich an ihrer Seite sein und ihr helfen dürfte, ihre Zuhörerinnen zur Tugend und erhabenen Denkweise zu beleben und anzufeuern!“

„Gott sei Dank!“ dachte Svensson, „daß meine Alte mich nicht einladet, zu den alten Weibern mit zu gehen. Ich gebe gern mein Schärflein für die gute Sache und bringe geduldig dieses Opfer, wenn man nur nicht gezwungen wird, eine gottesfürchtige Miene anzunehmen.“

„Glücklich der, welcher beständig bei ihr sein, beständig die Freude ihrer edlen Thaten theilen und sie verdoppeln darf!“

„Eine Lumperei ist's, welche ich an die alte Weibergesellschaft abgebe. Aber ich kann auch einem armen Teufel dann und wann helfen, ohne eine fromme Miene anzunehmen. Meint sie, daß einiges Geld aufgegangen ist, ohne daß sie weiß wofür, so sage ich ganz ruhig: Ich habe mich vergnügt, mein Mütterchen.“

„Wenn ich einmal mein Vermögen antrete, wird sie ein Schutzengel aller Unglücklichen des Ortes sein,“ dachte Gustav.

„Wenn ich nur mein Geld aus der Concursmasse des Krämers erhalte, so soll der arme Omon

Hilfe für seine Kinder bekommen. Er säuft ein wenig zu viel, mein lieber Omon, aber das ist um so schlimmer für die Kinder.“

„Ach!“ seufzte Gustav, und dies Mal so hörbar, daß der Alte mit Sägen anhielt.

„Sieh, lieber Gustav! nicht ist es recht, heute Abend zu seufzen, denn obgleich die Mutter sagte Nein — still, jetzt gingen sie alle Beide fort — oh, so angenehm; denn obschon die Mutter sagte, daß Du sie heute Abend nicht holen solltest, so wirst Du anstatt dessen mir folgen.“

Gustav seufzte von Neuem, ohne zu antworten.

„Der Kummer ist gewiß groß, aber — das war sehr zähe,“ (der Alte meinte sein Brot), „aber noch giebt es Trost in der Welt. Siehst Du, mein Gustav,“ (ritsch, ratsch, accompagnirte die Säge), „die Welt ist auch nicht so schwierig (ritsch, ratsch), zum Teufel wie ästig es ist, die Sorge, siehst Du (ritsch, ratsch), es ist doch ein verdammtes Bret (ritsch, ratsch), sie geht schon vorüber (ritsch, ratsch), wenn man nur eine gute Säge hat (ritsch, ratsch), ein wenig Geduld (ritsch, ratsch), sieh, jetzt ging es. Vergleiche Dich mit mir, lieber Gustav, ich nehme jetzt ein neues Bret (ritsch, ratsch), bin ich nicht ruhig und froh (ritsch, ratsch), obschon ich einen Sarg zu machen im Begriff bin, während Du aussiehst, als hättest Du (ritsch, ratsch) die Butter verkauft und

das Geld verloren (ritsch, ratsch), obschon Du an einem Brautbett arbeitest (ritsch, ratsch)! Ich will Dir sagen, mein lieber Gustav (ritsch, ratsch), daß man in der Welt ein Mann sein darf (ritsch, ratsch), denn sonst ziehen einem die Weiber die Hosen ab (ritsch, ratsch). Bist Du einmal verheirathet, gleich wie ich (ritsch, ratsch), hänge dann nicht die Lippen, sondern sieh froh aus, das gefällt dem Weibervolke (ritsch, ratsch), es paßt für keinen Mann, wegen jeder Kleinigkeit mürrisch zu sein. Es kann für einen alten Mann passen, mit dem Stocke einherzugehen und die Lippen zu hängen, aber ein Jüngling muß auf einem Beine stehen und froh aussehen, wie die Sonne am Ostermorgen. Höre, weil es Sonnabend Abend ist und wir doch recht brav gearbeitet haben, ich an meinem Sarge und Du an Deinem Brautbette, so wollen wir uns vergnügen. Bist Du schon im Pelikan gewesen?“

„Pelikan?“

„Ja, siehst Du, das ist ein Keller der besten Art, anständige Gäste und ein angenehmer Wirth. Er heißt Gyllenpalm. Ich lade Dich ein, Gustav.“

„Ich bitte um Entschuldigung, Meister, ich habe mir vorgenommen, nie in einen Keller zu gehen.“

„Es ist sehr anständig dort, man sitzt ganz ruhig in einer Ecke bei seinem Glas und einer Pfeife, und betrachtet das menschliche Leben. Ich bin heute Abend

bei guter Laune, und will Dich deshalb bei mir haben. Du erzeigst mir einen schönen Dienst, wenn Du mir folgst, denn es könnte für mich schwer werden, heute Abend nach Hause zu kommen."

„Wie Sie wollen!" antwortete Gustav, welcher sich nicht länger weigern wollte.

Nach einer Weile, nachdem sie sich angekleidet hatten, befanden sie sich unterwegs und wanderten die Brunnengasse entlang vor dem Stadthause vorbei.

„Hier war vor **10** Jahren ein großes Leben, als der alte Crusenstolpe hier gefangen saß."

„Der Alte?" frug Gustav verwundert, „er dürfte doch nicht so alt sein."

„Ach Geschwätz! Glaubst Du nicht, daß ich nicht den Mohren gelesen habe? er spricht ja von Dingen, welche vor hundert Jahren geschehen sind, wie wenn er Augenzeuge gewesen. Gewiß ist er gegen hundert Jahre alt. Ich kenne Jemand, der ihn gesehen hat, es soll ein großer, langer Greis sein mit großem, langem, weißem Bart."

Gustav wollte nicht widersprechen, sondern schwieg bescheiden.

Der Pelikan, wohin sie ihre Schritte lenkten, ist ein alter „klassischer" Keller. Zuerst kommt man in einen Saal, welcher andern Kellersälen gleicht, außer darin, daß er von seinen Fenstern aus eine schöne Aussicht über den Salzsee gewährt. Im Saal hält sich

natürlich eine Menge von Gästen auf, aber neben ihm befindet sich ein kleines Zimmer von ganz eigenem Aussehen, welches mehr den Namen Keller verdient, als der Saal. An den Wänden sind mit kräftigen Zügen ganze Weinranken mit ihren Trauben abgebildet.“

Dahin führte Herr Svensson seinen Gesellen, denn hier erwartete ihn sein Abendclubb.

Drin saßen schon an einem kleinen Tische drei gewisse Alte, jeder mit seinem kleinen Glase vor sich, und sprachen, geleitet durch die Zeitungen des Tages, zusammen über Politik.

Da saß der bleiche Schneidermeister Snörping, ein guter Redner in der Kirchspielversammlung, welcher auch eine Rathmannsstelle in Aussicht hatte.

Es saß auch dort der Schuhmachermeister Beckman, roth, stark und wohlgenährt, eine ächte Bellmansfigur, eine Pfeife rauchend.

Endlich saß auch dabei der Höker Heeske, welcher jetzt von Kommissionsgeschäften lebte.

Alle Drei kamen dem guten alten Svensson, welcher wenig in der Welt gewesen war, als drei weise Männer vor, besonders der Höker Heeske. Nach vielem Hin- und Herreden äußerte endlich Heeske mit geheimnißvoller Miene:

„Haben Sie gehört, daß es heute Abend Revo-

lution geben soll? So etwas könnte vielleicht recht nützlich sein."

„Revolution?" frug Beckman und suchte vergebens seiner Pfeife Luft zu verschaffen. „Was will man denn niederreißen?"

„Ach! wie unkundig Du sprichst," wendete Heeske mit einer Professormiene ein.

„Ja so, Revolution!" ahmte ihm der alte Beckman nach. „Sind es Füchse, welche sie anstellen wollen?"

„Revolution ist ein amerikanisches Wort und bedeutet, daß man nicht mit Altem auftischt, sondern stets Neues und Nützliches macht."

„Ja so," antwortete der unverbesserliche Beckman, „dann darf ich wohl sagen, daß ich ein Recht habe, mit den alten Stiefeln, welche mir Heeske in diesen Tagen schickte, Revolution zu machen, denn sie sind nicht mehr herzustellen."

„Ganz wie mit unsern alten Einrichtungen," fiel Snörping mit einer gelehrten Miene ein und rührte in seinem Glase.

„Wollen sie dem König auf den Leib?" frug der alte Sv.nsson.

„Oh nein!" antwortete Heeske, „der König ist brav genug."

„Aber der Adel," fiel Snörping ein, „er sollte durchaus abgeschafft werden."

Alle schienen damit einverstanden, während sie vorsichtig an ihren Gläsern nippten.

Gustav, welcher natürlich die Gesellschaft sehr komisch fand, war nicht verlegen, obschon die Herren insgesammt, außer Heeske, älter und wohlhabende Männer und Meister waren, denn er war ihnen an Bildung weit überlegen. Er nahm deshalb Interesse am Gespräch und frug:

„Was haben Sie gegen den Adel?“

„Adel?“ wiederholte Heeske barsch.

„Adel?“ fügte Snörping mit weiten Augen hinzu.

„Adel?“ stimmte Beckman mit glühender Nase ein.

„Der Adel,“ sagte Heeske, „soll zum Teufel, „und dies bald.“

„Was befehlen Sie?“ frug in diesem Moment der Kellerwirth Gyllenpalm, welcher glaubte, daß Jemand gerufen habe.

„Füllen Sie mein Glas, Herr Kellerwirth,“ sagte Beckman.

Der Kellerwirth genügte seinem Wunsche und füllte sein Glas.

„Ich wiederhole,“ frug Gustav Richardsson von Neuem, „weshalb soll der Adel zum Teufel?“

„Warum soll es einen Adel geben?“ frug Heeske.

„Ja, warum muß sich Adel finden?“ stimmte Snörping ein.

„Ja, sagen Sie es, wenn Sie können?“ frug Beckman.

„Ja, das will ich Ihnen sagen,“ antwortete Gustav mit einem ironischen Lächeln, „hätte es nie einen Adel gegeben, so gäbe es keinen Bürgerstand.“

„Das wäre der Teufel,“ wendete Snörping ein, „sollte die Welt ohne Schneider bestehen können?“

„Man könnte wohl ohne Schneider sich behelfen,“ meinte Beckman, „aber nicht ohne Schuhmacher, denn Kleider kann man in den Kleiderverkaufslocalen kaufen.“

„Gott bewahre,“ behauptete Gustav, „die Wilden, welche keinen Adel haben, gehen nackend und barfuß und brauchen weder Schuhmacher noch Schneider. Sehen Sie, der Adel hat in den vorigen Zeiten den Menschen Cultur gelehrt und, außer vielem Andern, die Sitte aufgebracht, anständig gekleidet zu gehen.“

„Ja, aber jetzt ist kein Adel nothwendig,“ meinte Heeske.

„Der Adel, welcher sich findet, kann ja das Recht haben, zu leben,“ sagte Gustav lächelnd.

„Aber er hat zu viel Privilegien.“

„Welche denn, wenn ich fragen darf?“

„Sie haben so schöne Namen,“ meinte Snörping.

„Es thut nichts zur Sache, ob der Herr sich Sachsenschild oder Wachskrone nennt.“

„Sie haben so schöne Wagen und so barsche Bedienten,“ meinte Beckman.

„Die kann Jeder haben, der die Mittel dazu hat.“

„Ja, aber ihre Töchter dürfen nur allein Fräuleins heißen!“ wendete der gelehrte Heeske ein.

„Aber nichts hindert ein Fräulein,“ sagte Gustav mit trübem Blicke, „zu verhungern, gleichwie ein bürgerliches Mädchen, wenn sie nichts zu essen hat. Glauben Sie mir, gute Herren, die Privilegien des Adels unserer Tage sind nicht beneidenswerth.“

„Sie scheinen ein Conservativer, wie ich höre,“ sagte Heeske in verächtlichem Tone, „nein, es lebe die Freiheit, nieder mit den Bedrückern!“

Damit leerte er sein Glas und entfernte sich, weil er im nördlichen Theile der Stadt ein Geschäft hatte.

Es wurde immer später, aber Gustav und der Alte blieben sitzen, in einem höchst wichtigen Gespräche über das Beste des Staates begriffen.

Nach einigen Stunden kam Heeske sehr angegriffen und mit einer betrübten Miene zurück.

Der Hutkopf an seinem neuen Hute war eingeschlagen, ein Schooß von seinem splitterneuen Rocke

war abgerissen und das eine Auge mit Blut unterlaufen.

„Wo bist Du denn gewesen?“ frug man mit Verwunderung.

„Das verdammte Pack!“ rief Heeske aus und setzte sich, „ich hoffe und wünsche, daß sie Alle niedergeschossen werden mögen. Ja, jetzt können Sie glauben, daß der Teufel auf dem Kirchenhügel los ist; sie sind im Begriff, alle Häuser niederzureißen und auf das Militair zu werfen. Der Präsident Hartmannsdorf ist todtgeschlagen, und die Soldaten schießen scharf. Aber sie werden endlich siegen, das Pack muß sterben, denn sie haben meinen neuen Rock zerrissen und meinen besten Hut ruinirt. Ich kam unglücklicher Weise in das schlimmste Gedränge und war nahe daran, todtgedrückt zu werden. Solche Buben! Sie müssen enthauptet werden. Ich werde es der Polizei anzeigen und die Wahrheit sagen.“

„Aber Sie sagten ja eben, daß eine Revolution nützlich sein könnte!“ wendete Gustav ein.

„Eine Revolution, ja, aber meinen Rock wollte ich nicht zerrissen haben. Nein, lieber mag der König Alleinherrscher sein, wenn ich nur in Frieden gehen kann. Dieses Schauspiel veranlaßt mir schöne Kosten.“

Die Alten waren begierig, weitere Nachrichten zu hören, und nachdem sich Heeske ein wenig beruhigt hatte, erzählte er, was er gesehen und gehört hatte.

„Der Kommandant Daewel,“ sagte er, „er, den man zu Pferde Tag und Nacht gleich gewiß überall trifft, saß ruhig, wie die königliche Bronzestatue, umgeben von einer großen Menge schreiender Kanaillen.

„„Was wollt Ihr, guten Freunde?““ frug er.

„„Wir wollen unsere Rechte haben.““

„Der Haufen stimmte ein und man schrie eine gute Weile: Wir wollen unsere Rechte haben!

„Als es etwas still war, frug der Kommandant:

„„Was meint Ihr für Rechte?““

„Lange Zeit erfolgte keine Antwort, der Kommandant wiederholte höflich seine Frage und endlich wiederholte der schlimmste Schreier:

„„Das weiß der Teufel!““

„Der Kommandant ritt fort und der Haufen trennte sich lachend.

„An einem andern Orte, wo man fürchterlich schrie und wüthete, wendete sich ein älterer, wohlgekleideter Herr zu einem kleinen Lehrburschen, welcher das ärgste Unwesen trieb und frug:

„„Was willst Du denn, mein Sohn?““

„„Ich will Republik haben!““ antwortete der Bursche.

„„Willst Du nicht lieber diese sechs Stüber hier haben?““ frug der Herr und zeigte ihm ein Geldstück.

„„Ich danke bestens,““ antwortete der Bursche, riß das Geld an sich und war ganz ruhig.

„Und der König,“ fuhr Heeske fort, „ritt ganz allein und ruhig durch das lärmende Gesindel und sprach mit mehreren Personen ganz freundlich.“

„Es war keine gefährliche Revolution,“ meinte Gustav.

„Wie Sie reden,“ antwortete Heeske bitter, „ganz wie ein unerfahrener Jüngling, Sie sollten, wie ich, draußen gewesen sein.“

„Es ist ja aber kein Schaden geschehen! Es ist ja nur Spielerei!“

„Auch mein Rock? Und mein Hut! Total zerstört! Aber ich werde von der Polizei, welche nicht bessere Ordnung in der Stadt halten kann, Ersatz bekommen.“

Plötzlich schien sich ein Gedanke Gustav Richardsson's zu bemächtigen; ohne ein Wort zu sagen oder Abschied zu nehmen, nahm er seinen Hut und verschwand.

Mit klopfendem Herzen eilte Gustav nach der Stadt zu, und je mehr er sich dem Schauplatze der Unruhen näherte, desto höher wurde seine Angst gesteigert, denn er wußte, daß die Zusammenkunft, welcher Magdalena und ihre Mutter beiwohnten, in einem Hause nahe bei dem Kirchhügel selber gehalten wurde.

Bald hörte er Gewehrschüsse abfeuern und be=

gegnete fliehenden Personen, welche ihm zuriefen, daß er umkehren möge; aber Gustav setzte seinen Weg ohne darauf zu achten fort.

Aber als er gerade an das Haus kam, in welches er wollte, stürzte eine ganze Masse von Weichenden ihm entgegen, eine Salve blitzte, einige Personen schrieen heftig, Alle aber sprangen fort, außer ein langer, alter Mann, welcher, von einem Schusse getroffen, so gut wie in seine Arme fiel, indem er rief:

„Verflucht sei die ganze Garde! Verflucht sei Baron C.“

Es war der unglückliche Wachtmeister des Revolutionsclubbs, der ehemalige Hoflakai Lund, welcher, tödtlich verwundet, im letzten Augenblicke seines Lebens Gustavs Vater verfluchte.

Gustav konnte kaum darauf achten, denn er hörte das unheimliche Knistern der eisernen Ladestöcke in den Gewehren, er hörte den Kommandoruf, das unsinnige Schreien der Unruhestifter und das Wehklagen der Verwundeten übertönen; aber bevor die neue Salve losbrannte, glückte es ihm, eine leicht verschlossene Thür aufzustoßen und mit der einen Hand den Verwundeten in Sicherheit zu bringen.

Wohlbehalten hereingekommen, untersuchte er die Thür und fand zu seiner Freude eine schwere Eisenstange, welche die eigentliche Verriegelung von innen bildete.

Er legte sie in ihre Krampe und pochte sodann an

mehrere Thüren, um für den Verwundeten Hilfe zu suchen, welcher fortwährend bald jammerte, bald seinen Vater verfluchte. Gustav eilte in die obern Etagen hinauf und versuchte einzudringen, aber man schien entschlossen, nicht zu öffnen.

Da rief er ganz laut vor einer Thür:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen öffnen Sie, es ist keine Gefahr, die Thür ist verschlossen, ich will blos ein Licht haben, um einen tödtlich Verwundeten zu verbinden!“

Nach einigen Augenblicken öffnete sich eine Thür, Gustav sah vor sich einige ältere Frauenzimmer mit erschrecktem Gesicht, und an ihrer Spitze die, welche die Thüre geöffnet hatte, Magdalena Svensson selbst.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften,“ sagte Gustav, „ich bitte blos um ein Licht, um nach dem Verwundeten unten zu sehen.“

„Ist die Thür richtig verschlossen?“ frug eine zitternde Frau.

„Mit der Eisenstange!“ antwortete Gustav.

„Ich will leuchten,“ sagte Magdalena und eilte vor Gustav die Treppen hinunter.

Einige der Muthigsten, unter ihnen Frau Svensson, folgten mit.

Als sie in die Hausflur gekommen waren, war der Verwundete schon still; Magdalena neigte sich über ihn und leuchtete ihm in's Angesicht.

Da öffneten sich auf ein paar Sekunden seine Augen, er starrte verwundert Magdalena an, erhob allmählig seine Hände gegen sie, versuchte vergebens zu reden, es glückte ihm endlich und er sagte mit röchelnder Stimme:

„Der Engel selbst! .... Engel! .... verzeihen Sie! .... versöhnen Sie!“

Dies waren seine letzten Worte, seine Hände fielen kraftlos auf den Steinboden, und seine Augen brachen.

Er war todt. Ein Gewehrschuß hatte sein Herz durchbohrt.

Magdalena's außerordentliche Aehnlichkeit mit Marie Gellert hatte ihn getäuscht, aber seine Todesstunde beruhigt und erheitert.

Dreizehntes Kapitel.

Marie Gellert's Portrait.

Ungefähr um dieselbe Zeit schlich sich eine untersetzte Person mit Mütze und Stock längs der Häuserreihe hin, welche zur Wohnung des Tischlermeister Svensson führte.

„Ha, ha!" murmelte er für sich, „jetzt ist Alles frisch im Gange dort unten in der Stadt, alle Polizeidiener und Wachen sind mit dem Aufruhr beschäftigt; keine von ihnen wird sonach mich hindern können. Der alte Svensson sitzt erschrocken im Pelikan und wagt sich nicht vor die Thür, die Frau und die schöne Magdalena sind wie gewöhnlich auf der großen Weststraße. Ha, ha! wie ich es gut angestellt habe! Jetzt wird endlich die Rache über Euch alle Drei, Ihr hochmüthigen Menschen, losbrechen!

„Ich war in Eurem Hause, wurde eine lange Zeit sehr gern gesehen, ich verstand auch, mich recht

andächtig und gottesfürchtig zu stellen, wie es die Alte haben wollte, ich machte dem Mädchen den Hof, sie war freundlich und ich glaubte, gewonnenes Spiel zu haben, so daß ich ganz offen und ehrlich um sie werben konnte.

„Aber wie wurde mir begegnet? Das Mädchen wies mich mit Widerwillen zurück, die Mutter mit Verachtung und der Alte narrte mich. Ich wurde zwar sogleich gerächt, da ich ihren kostbaren Leuchtervorrath versetzte, ein Familienkleinod vielleicht, wurde aber auch den Tag darauf wegen dieses Streiches fortgewiesen. Ich wurde als Dieb arretirt, verurtheilt und bestraft.

„Alles dies litt ich wegen ihres verdammten Hochmuths. Hätte ich das Mädchen erhalten, so würde ich wirklich ein anderer Mensch, als ich nachher wurde, geworden sein. Ich würde so fortgef hren haben, wie ich mich bei ihnen stellte. Aber ihr geringer Reichthum verblendete sie.

„Ich will sie in Einer Stunde arm machen, aber erst will ich versuchen, für meine verlorene Mitgift Ersatz zu nehmen.“

Holmberg, denn es war kein Anderer als er, derselbe, welcher vor einigen Jahren bei Svensson gearbeitet hatte und derselbe, welcher Calle Lundin in den revolutionairen Gesellenclubb eingeführt hatte, schwang sich nun mit großer Gewandtheit über eine Planke und

gelangte in Svensson's Grundstück. Daselbst wohnte Niemand weiter, als die Besitzer allein, und sie waren jetzt fern, so daß er, ohne gestört zu werden, eine nach dem Hofe führende Fensterscheibe zerschlagen, das Fenster öffnen und in die Küche schleichen konnte.

Dort zündete er in aller Gemächlichkeit ein Feuer an, brach einen Schrank auf, wo Eßwaaren verwahrt wurden, nahm etwas zu sich und aß. Auch fand er zu seiner Freude eine volle Branntweinflasche, welche er sogleich zur Hälfte ausleerte und sie sodann in seine tiefe und weite Rocktasche steckte.

Er wurde sogleich etwas fröhlicher Laune und sagte:

„Etwas will die Seele haben, das Beste ist Branntwein!"

Darauf begab er sich in das Schlafzimmer und öffnete bald den prächtigen Schrank mit einem Dietrich.

„Welches Silber!" rief er verblüfft, während er auf eine Menge von blanken Silbergefäßen leuchtete, meistens von alterthümlicher Form, „aber ich kann ja nicht Alles fortbringen! Das ist einerlei! Es muß verbrennen, damit sie wenigstens keinen Nutzen mehr davon haben. Und was will Frau Svensson mit all' dem vergänglichen Gute," setzte er grinzend hinzu, „aber sie denkt: Gold ist nichts Anderes, als Staub, lieber ist mir Silber! Nun, sie soll ihr liebes Silber los

werden, es soll bald mit ihrem Hause in der Kohle schmelzen! Tausend, wie es in der Umgegend prächtig leuchten soll!

„Ihr jagtet mich aus diesem Hause! Ha! ha! ha! das kann ich mit Euch nicht thun, aber ich kann das Haus anbrennen, so daß Ihr obdachlos dasteht! Ha! ha! ha!

„Hier ist der Geldschrank! Er sieht alt und abgenutzt aus, aber drin finden sich recht schöne Scheine. Ich kann das Schloß nicht aufbringen, ich darf es aufbrechen; eine Axt findet sich in der Werkstätte."

Holmberg nahm den Schrank unter den Arm und ging durch den kleinen Saal in die Werkstätte, wo er sich umsah.

Daselbst lag ein hoher Haufen Spähne, wobei eine Menge Breter aufgestapelt waren, und das ganze Zimmer war übrigens angefüllt mit leicht anzündbaren Sachen.

„Prächtig!" rief Holmberg, „ganz wie ich dachte, Alles in Ordnung; ich brauche nur die Lichtflamme an die Hobelspähne zu führen, bald flammt ein helles Feuer auf, die Läden auf die Gasse hinaus sind verschlossen, Niemand sieht das Feuer, es wächst, faßt den neuen Sarg und die neue Wiege, ha, ha, ha! eine Leiche und ein Kind werden ihrer Lagerstätten beraubt; nun, das thut Nichts, die Leiche befindet sich wohl auch ohne Bett und das Kind kann eine andere Wiege erhalten.

Ha, ha, ha! es flammt auf, erfaßt das Dach, bald brennen die Dachsparrhölzer, das Dach sinkt, die Flamme steigt hoch in die Wolken, der Thurmwächter lärmt, die andern Thürme ahmen dem ersten nach, die Trommel ertönt, die Wasserkarren rasseln, das Volk rennt, die Dragoner reiten, daß die Pferdehufe Funken sprühen, der König kommt, die Spritzen wetteifern im Löschen, die Männer schwören und schreien, vergebens! Das Haus ist alt und dürr, der Dachboden liegt voll jahrealten Holzes, es brennt, es brennt, hurrah! Svensson wird heute Nacht kein Obdach haben und all' sein Vermögen soll in Rauch aufgehen. Er wird keinen baaren Stüber übrig behalten, denn er nimmt nie mehr als achtzehn Schilling zu sich, wenn er in den Pelikan geht, und diese versäuft er. Aber er thut hierin Recht. Ich nehme auch einen Schluck.“

Und Holmberg setzte die Flasche auf's Neue an, leerte den Rest und warf sie verächtlich auf den Boden, wo sie in tausend Stücke zersprang.

„Die übrigen Tropfen schenke ich dem Feuer. Du sollst Dich satt essen, liebes Feuer, an dem alten Hause eines kargen Tischlers und an der gehäuften Leinwand der scheinheiligen Frau Svensson! Und der verdammte Leuchtervorrath soll zu einer Grütze schmelzen, die Grütze sollte die stolze Magdalena im Halse haben! Aber ich vergesse den Schrank.

„Ho, ho! ich werde wirr im Kopfe, es war wohl

kein Branntwein in der Flasche, gewiß war es Politurspiritus! Nun, dann bin ich ein polirter Kerl, inwendig nämlich.

„Ich fühle mich fast müde, ich werde in's Schlafzimmer gehen und mich auf's feine Sopha setzen, während ich im Schranke suche; ich habe nie darauf gesessen, weil ich nur Geselle war!“

Mit dem Schranke unter dem einen Arme und der Axt unter dem andern und einem brennenden Lichte in der Hand ging er in das nächste Zimmer, in den kleinen Saal oder das Vorgemach, wo auch ein Sopha stand.

Als er an dieses Sopha kam, warf er zufällig einen Blick nach der Wand, wo Marie Gellert's Portrait hing.

Als er bei Svensson Geselle war, war dieses Portrait noch nicht an der Wand aufgehangen worden, weil Frau Svensson es in einer verschlossenen Lade verwahrte, da sie es für zu kostbar ansah, um von fremden Augen betrachtet zu werden. Erst vor einem Jahre und auf Magdalenens Bitten hatte es seinen Ehrenplatz an der Wand erhalten und war bei dieser Gelegenheit, auch in Folge des Wunsches Magdalenens, noch unbedeckt, seitdem Frau Svensson Mariens Lebenslauf berichtet hatte.

Der Lichtschein fiel auf Marie Gellert's schöne Züge.

Holmberg starrte lange Zeit darauf und zitterte an allen Gliedern.

Der Schrank und die Axt fielen aus seinen Armen auf den Boden. Der Schrank ging auf und eine Menge Geld, Packete von Scheinen, Gold- und Silbermünzen rollten um seine Füße, aber er hörte es nicht, er merkte es nicht, sondern hielt das brennende Licht vor sich und starrte auf das Portrait mit unverwandtem Blick.

Er konnte nicht einmal wie gewöhnlich vor sich murmeln; die Stimme erstarb in seiner Kehle, der Athem war gehemmt und verworrene Erinnerungen stiegen allmählig in seinem berauschten Gehirn auf.

Sein ganzes Wesen war so, als wenn er plötzlich eine schreckliche Geistererscheinung gehabt hätte.

Er sah Nichts, als Mariens schönes und ruhiges Antlitz mit den großen, ausdrucksvollen Augen, deren schwärmerische Pracht der Künstler zu einem geringen Theile wenigstens hatte andeuten können.

Und dieses Heiligenantlitz schien ihm von einer Strahlenglorie umgeben.

Uebrigens war vor seinen verwirrten Blicken Alles in Nebel und Nacht gehüllt.

Plötzlich rief er, indem er an allen Gliedern zitterte:

„Der Engel will mit mir sprechen!“

Damit stürzte er besinnungslos zu Boden und

das Licht, welches bestimmt war, eine große Zerstörung anzurichten, fiel mit ihm und verlöschte neben einem Geldbündel.

Holmberg lag mehrere Stunden ganz gefühllos.

Später in der Nacht, nachdem die Unruhen sich gelegt hatten, kehrten die Svensson'schen Frauenzimmer, von Gustav begleitet, zurück. Auch der ehrenhafte Svensson, welcher nebst seinen Freunden tief erschreckt in des Pelikans sicherem Schutze gesessen und sich nicht herausgewagt hatte, war unterweges eingeholt worden.

Es war eine tiefe Bestürzung, als sie in's Haus kamen und die eingeschlagene Scheibe, den aufgebrochenen Schrank bemerkten.

„Ich habe es immer gesagt," sagte der Alte, auf seine Frau zankend; „ich habe immer im Hofe Gardinen anbringen wollen, aber Du bist dagegen gewesen, nur der geringen Kosten wegen. Zwar beschützt unser Herr das Haus, liebe Frau, wie Du sagst, aber nur unter der Bedingung, daß man feste Gardinen hat."

Frau Svensson antwortete anfangs Nichts; aber als sie die Thüre zum Zwischenzimmer öffnete und den bewußtlosen Holmberg gewahrte, so wie den geöffneten Geldschrank, das umherliegende Geld und das verlöschte Licht, sagte sie:

„Kommt hierher, guten Freunde, so sollt Ihr sehen,

daß Gott dennoch unser altes Haus mit seiner mächtigen Hand schützt."

„Ja," antwortete der Alte, nachdem er eine Weile die Scene betrachtet hatte, „Du hast Recht, aber es ist eine Aufforderung für uns, Gott zu danken und — Gardinen vor das Küchenfenster zu machen."

Da es sehr spät in der Nacht war und die Polizeidiener allzu beschäftigt mit der Bewachung der Stadt und der Sicherung vor den Unruhstiftern waren, so hielt man es nicht für zweckmäßig, die Obrigkeit sogleich zu benachrichtigen, und Frau Svensson konnte auch nicht ihren Mann in der Nacht hinausschicken oder selber gehen, noch weniger aber Gustav fort gehen lassen und mit dem wegen seiner Körperstärke und wilden Gesinnung wohlbekannten Holmberg allein bleiben.

Einstimmig wurde deshalb beschlossen, daß Holmberg an Händen und Füßen gebunden und in die Werkstätte getragen werden sollte, wo Gustav über ihn zu wachen versprach, daß er sich nicht vor dem Morgen frei machen könne, falls er erwachte.

Am folgenden Morgen, nachdem Alle ruhig nach allen Unruhen und Gefahren geschlafen hatten, fanden sich Herr und Frau Svensson in der Werkstätte ein, um Holmberg zu verhören.

Auch Magdalena wollte dabei sein, aber nur an dem kleinen Observatorium hinter der Glasscheibe an der Thüre zur Werkstätte.

Holmberg war bleich, niedergeschlagen und matt, als er erwachte, er verlangte Wasser und bat, daß man wenigstens seine hartgebundenen Hände lösen solle.

Man willfahrte ihm, weil man vorher seine Waffe, ein langes Messer, welches er in der Brusttasche hatte, ihm abgenommen hatte, und weil draußen auf der Straße schon reges Leben war.

Er wurde auf einen Stuhl gesetzt und begann aufrichtig und umständlich sein ganzes Vorhaben zu berichten, so wie alle seine verbrecherischen Absichten, unter einer beständigen Betheuerung seiner Reue.

Er schloß so:

„Eben als ich den Geldschrank aufbrechen wollte, glaubte ich, daß etwas vor mir prasselte, ich sah schnell auf und sah — den Geist.“

„Den Geist?“ frugen alle Drei verwundert.

„Ja, sie selbst, Fräulein Gellert, wie sie in ihrem Leben war.“

Die Anderen sahen mit Verwunderung auf einander.

„Kannten Sie dieselbe?“ frug Frau Svensson.

„Ob ich den Engel kannte!“ antwortete Holmberg seufzend. „Ach! sie sah heute Nacht mit einem

Blicke auf mich, so gut und doch streng, ganz wie sie es bei Lebzeiten machte, sie erhob ihren Finger und sagte: Ich glaubte nicht, daß Holmberg so böse handeln würde."

Holmberg vermischte wahrscheinlich einen Traum während der Nacht mit dem wirklichen Vorfalle.

„Da konnte ich es nicht länger aushalten," fuhr Holmberg fort, „und fiel in Ohnmacht. Als ich wieder erwachte, lag noch ein Engel auf den Knieen vor mir und hielt seine Hand auf mein Herz. Ich fühlte, daß es ruhiger als früher schlug, und glaubte ein anderer Mensch zu sein. Ich versuchte mit ihr zu reden, aber ich vermochte es nicht, denn sie sah mit einem sehr vorwurfsvollen Blicke auf mich, und dennoch war er so mild. Auf diese Weise möge Gott einmal auf einen Sünder sehen."

Holmberg hatte dies wahrscheinlich im Traume erfahren.

„Nachher schlief ich wieder ganz sicher und zufrieden, daß ich meine böse That nicht vollendet hatte, ein, und vergaß, wo ich war."

„Wie aber lernten Sie Fräulein Gellert kennen?" frug Frau Svensson, „ich weiß, daß ich Ihnen niemals Etwas von ihr erzählt habe."

„Ich will es erzählen. Ich fuhr einmal als kleiner Knabe nach den rothen Buden auf einem Ruderboote über."

„Ach! waren Sie das? Ich ruderte das Boot.“

„Frau Svensson?“ frug Holmberg mit Verwunderung, „o nein!“

„Ja, ich war es; erzählen Sie, ob ich Alles wiedererkenne.“

„Als wir hinüber kamen, ging ich meinen Weg, ohne etwas zu ahnen, und schleppte an meiner schweren Last. Da kam sie sehr eilig nach und sprach mich sehr freundlich an und frug mich über Alles. Ich erzählte ihr, wie es war, daß ich weder Vater noch Mutter hätte und daß ich bei einer alten, armen Witwe wohnte, welche mich ausschickte, am Tage zu betteln und durch Tragen an den Häfen einen kleinen Verdienst wo möglich zu erlangen. Zwar erhielt ich bisweilen zu thun und erbettelte mir manchen Dreier, mußte aber auch manchmal hungern, denn die Alte konnte mir blos einen Platz im Hause und bisweilen Schläge geben, um mich, wie sie sagte, zu einem Manne aufzuziehen; das war aber wohl nicht recht, denn hätte sie mich noch länger behalten, so wäre ich noch boshafter geworden, als ich bin.

„Der Engel Gottes, Fräulein Gellert, nahm mich fort und schaffte mich zu ehrenhaften Leuten, wo ich alle Bedürfnisse erhielt, so wie auch Gelegenheit, ein paar Jahre in die Lancasterschule zu gehen. Während dessen konnte ich bisweilen zu ihr gehen und dann sprach sie mit mir so zärtlich und schön und ermahnte

mich, so daß ich nicht daran denken kann, ohne zu weinen. Nachher brachte sie mich auf meinen Wunsch in die Lehre, aber dort konnte ich sie nur selten sehen, und dann verheirathete sie sich, reis'te außer Landes und starb in Paris. Als ich erwachsen war, fühlte ich ein innerliches Verlangen, an die Stelle zu reisen, wo sie begraben war. Anfangs war ich ein ordentlicher Jüngling, so lange ich an sie dachte und ihre Güte gegen mich; aber ich gerieth bald in schlechte Gesellschaft und vergaß sie fast ganz. Ich wurde immer böser, das kann ich bekennen, und Sie wissen selbst, daß ich mich schlecht gegen Sie betrug, obschon es vom Anfange herein nicht so bestimmt war. Thun Sie jetzt mit mir, was Ihnen gefällt, ich bin bereit, den Einbruch zu bekennen und meine Strafe zu leiden; dann will ich nach Paris wandern, an ihr Grab, dabei Gott bitten und dann sie niemals wieder vergessen und ein ehrenwerther Mann werden, so wahr mir Gott dazu helfe."

Zwar fürchtete Frau Svensson, daß viel Verstellung in Holmberg's demüthiger Weise und Rede liegen könnte, aber nachdem sie eine Weile mit ihrem Manne und Gustav sich berathen hatte, beschlossen sie, ihm Alles zu verzeihen, da er in jedem Falle keinen großen Schaden verursacht hatte. Er wurde deshalb frei gelassen und nahm unter bittern Thränen Abschied von ihnen. Der alte Svensson ging so weit in seiner Freude, Nichts verloren zu haben, daß er Holmberg

eine kleine Summe Geld heimlich auf die Reise einhändigte.

Nachdem Holmberg sich entfernt hatte, sagte Frau Svensson, indem sie auf Marie Gellert's Portrait zeigte:

„Gott hat durch diesen Engel unser Haus gerettet. So wirkt noch nach langer Zeit das Andenken eines guten Menschen.“

Holmberg hielt Wort und soll jetzt ein ordentlicher und ehrenhafter Mann in Paris sein.

Vierzehntes Kapitel.

Ein verheißendes Nein.

Endlich nach vielen Umwegen kehrte Calle Lundin zu seinem Obersten zurück.

Der Oberst saß in einem Lehnstuhle, gleichwie in Schlaf versunken, und der Kapitain ging im Zimmer auf und ab.

Aber in demselben Augenblicke, als der Oberst die erste sehnlichst erwünschte Antwort empfing, sprang er auf wie von einem galvanischen Schlage berührt.

Auf einen Wink des Kapitains mußte Calle Lundin, welcher das wichtige Geheimniß erzählen wollte, das er auf dem Herzen hatte, gegen seinen Wunsch aus dem Zimmer gehen, denn er konnte dem Kapitain nicht widersprechen.

„Nun, was schreibt das Gespenst?“ frug der Kapitain, als er den Obersten wie eine Bildsäule dastehen und in den offenen Brief starren sah.

Der Oberst antwortete lange nicht und der Kapitain ging zu ihm und las die wenigen Worte. Da stand mit einer anfangs zitternden Hand und mit großen Buchstaben geschrieben nur ein Nein!

Aber es war unterzeichnet mit Engracia d'Ange.

„Siehst Du," sagte der Oberst, welcher nur allmählig sich zu erholen vermochte, „siehst Du dieses schöne Nein?"

„Ich sehe es," antwortete der Kapitain kalt, „aber ich glaube nicht, daß es etwas Schönes ist. Ein schlecht geschriebenes Nein! Nichts Schlechteres findet sich in der ganzen Welt als dieses Wort, besonders von einem Weibe."

„Begreifst Du nicht, mein Freund, die tiefe Bedeutung dieses Nein?"

„Auf meine Ehre nicht."

„Eine unendlich einfache und doch inhaltsreiche Antwort! Ihre ganze Seele, mit deren mystischer Tiefe und deren himmlischer Reinheit, offenbart sich darin. Auf meine hingestellte Vermuthung von ihrer Liebe zu einem Andern antwortet sie mit diesem einfachen Nein, und mit demselben kleinen Worte weis't sie meinen Vorschlag zurück, uns zu trennen. Höre, treuer Freund, hörst Du, wie lieblich es flüstert, dieses göttliche Nein, höre, was es sagt: ich liebe keinen Andern als Dich, ich gehöre Dir noch an."

„Unmöglich, mein edler Freund, Deine lebhafte Einbildung täuscht Dich.“

„Aber sieh doch selber, erst und zuvörderst hat sie an mich geschrieben, sie haßt mich also nicht mehr, denn sonst hätte sie nie geschrieben, und dann hat sie ihren rechten Namen unterzeichnet, zum Zeichen, daß sie sich nicht länger mir verbergen will, und sie schreibt meinen Namen zu dem ihrigen, zum Beweis, daß sie sich noch als meine Gattin ansieht. Ich kann daher hoffen, bevor ich sterbe, ihre Verzeihung zu erhalten! Wie ich mich doch in dieser Stunde glücklich fühle!“

Der Bediente meldete den Hofmarschall Grafen von C. an.

Der Kapitain war scheinbar sehr froh und eilte dem Hofmarschall entgegen, dieser aber konnte ihm zuflüstern: „Noch nicht!“ welches bedeutete, daß der Kapitain noch nicht das Verhältniß zwischen ihm und dem Obersten offenbaren sollte.

Der Oberst empfing den Hofmarschall sehr kalt, denn der Kapitain hatte so gewissenhaft das anvertraute Geheimniß bewahrt, daß er nicht einmal den Namen des Hofmarschalls genannt hatte, so daß dieser eine vollkommen fremde Person für den Obersten war.

Aber der Hofmarschall trat näher und grüßte ihn mit seiner ruhigen Freundlichkeit.

Indem er des Obersten Hand faßte, sagte er: „Ich komme von Engracia.“

Der Oberst sah ihn mit Verwunderung an und bot ihm einen Stuhl.

Der Graf setzte sich, und schien sehr ruhig, obschon er im Innern auf das Tiefste aufgeregt war, da er zum ersten Male Mariens Sohn erwachsen sah, und zugleich bei ihm mit einem gewissen Schauder die Gesichtszüge seines unglücklichen Vaters wieder erkannte, auch dessen Stimme und Haltung, als dieser in seinem besten Alter war.

„Ich bin gezwungen, mich selbst vorzustellen,“ sagte er langsam, um sich zu erholen, „und mein Verhältniß zur Frau Oberstin zu erklären.“

Der Oberst sprang heftig auf, als er Engracia bei diesem Titel nennen hörte.

„Ihr seliger Vater,“ fuhr der Graf fort, „hat weder seiner Tochter noch seinem Schwiegersohne seinen eigentlichen Familiennamen offenbart.“

„Ich hörte ihn niemals anders nennen als Don Joaon,“ antwortete der Oberst, „und dies war seine Firma als Banquier.“

„Ich darf es dann sagen, daß er ein schwedischer Graf war, von C. gleich wie ich hieß und um Alles zu sagen, mein Bruder war.“

Der Oberst blickte schnell auf den Grafen mit scheuer Furcht und erkannte sogleich ein deutliches Familienzeichen wieder, besonders in den sanften, schön geformten Partieen um die Augen herum. Er erinnerte

sich nicht, daß er dieselben eigenthümlichen Züge hatte und daß Don Joaon viele Male dies im vertraulichen Scherze bemerkt hatte.

„Ich bin also der Onkel der Obristin und somit verwandt. Erlauben Sie mir deshalb, gestützt auf eine alte, gute Sitte, ganz einfach Sie Du zu nennen, mit dem Vorbehalt, daß ich Onkel genannt werde. Engracia nennt mich so."

„Herr Graf," sagte der Oberst tief seufzend, „ich erkenne tief diese Güte, aber ich verdiene sie nicht. Ich habe noch nicht Engracia's Verzeihung erhalten."

„Verzeihung? Weswegen? Nun, ich entsinne mich, daß Engracia mir von der unbedeutenden Ursache zu Eurer Uneinigkeit oder richtiger gesagt, gegenseitigen Ueberspannung in Eurer Liebe erzählt hat, welche verursacht hat, daß Ihr eine Zeitlang getrennt gewesen seid. Aber ich habe allen Grund zu glauben, daß Ihr bald wieder vereinigt sein werdet, und habe auch das Vergnügen, von Engracia zu kommen als ein Bevollmächtigter für diesen Fall."

„Ist es möglich? sie verzeiht mir? Und ich darf sie wieder besitzen?... Aber nein! es ist unmöglich, sie kann mir nie verzeihen."

„Es ist schon geschehen," antwortete der Graf, „laßt uns die Gefühle einander nicht aufregen, sondern vollkommene Ruhe beibehalten."

„Sie hat sich also nicht einmal über mich beklagt, sie hat kein Wort von einem Verbrechen gesprochen?“

Der Graf war mit Engracia übereingekommen, daß er stets als unkundig des Vergehens des Obersten erscheinen sollte, so daß diese trübe Erinnerung für die Zukunft ein Geheimniß für die beiden Ehegatten sein sollte.

„Nun gut,“ sagte der Oberst, „wenn sie auch geschwiegen hat, so halte ich es für meine Pflicht, ihres Vaters Bruder Alles zu entdecken.“

Der Graf schien überrascht, aber lauschte aufmerksam den Worten des Obersten, während er eine goldene Dose in seinen weißen Händen drehte.

Der Kapitain, welcher seit langer Zeit, wie er sich selbst zu äußern pflegte, an dem überspannten Geschwätz von einem Verbrechen, welches niemals begangen worden war, und längst in den Reisfeldern Rampoors hätte begraben sein sollen, sich satt gehört hatte, ging aus des Obersten Schlafzimmer, um die Bedienung zugleich am Lauschen zu verhindern, weil schwedisch gesprochen wurde und nicht ihre, der Bedienung unbekannte, Alltagssprache in Stockholm, ein gemischtes Englisch-Indisch.

Der Oberst besprach nun auf seine leidenschaftliche und schwärmerische Weise sein ganzes Verhältniß zu Don Joaon und Engracia, ohne sich im Geringsten zu schämen oder zu entschuldigen.

Als er geendet, antwortete der Graf, welcher seine

Ruhe wieder erhalten hatte: „Der Mensch ist seiner Gedanken und Gefühle nicht stets mächtig, und die Handlungen kann er nur mit höherm Beistande beherrschen und leiten. Diesen Beistand hast Du erhalten, lieber Oscar, sei deshalb ruhig und ermüde Deine Seele nicht weiter mit der Erinnerung daran. Das niemals Geschehene ist schwer bereut und vollständig verziehen. Ich will künftig mit Dir über etwas sprechen, was die Wohlfahrt Deiner Seele mehr stört, laß uns aber für immer vergessen, was Dich so sehr geplagt hat. Gieb mir Deine Hand darauf."

Der Oberst reichte ihm sein Hand; sie drückten einander die Hände mit tiefer Rührung.

„Und endlich danke ich für Deine edle Aufrichtigkeit, sie ist mir eine vollkommene Bürgschaft für Engracia's Zukunft. Du hast auch nie auf eine andere Weise gefehlt. Laß uns jetzt nur von Eurer Wiedervereinigung sprechen. Sie geschieht unter gewissen Bedingungen, welche Engracia vorschreibt."

„Ich gehe auf Alles ein, was sie fordert."

„Zuerst und zuvörderst, daß Ihr niemals im Geringsten die düstere Vergangenheit erwähnt, und daß sie für ewig verschwunden ist."

„Dies ist zu meinem Vortheil."

„Du sollst nicht einmal daran denken."

„Es wird stets gleich einer Wolke zwischen meinem Gotte und mir stehen."

„Ich will Dir nachher sagen, wie diese Wolke zu einem Regenbogen sich auflösen wird. Zum Andern sollt Ihr künftig nie die geringste Sache einander verheimlichen. Wenn ein dunkler Gedanke in der Seele des Einen aufsteigt, so möge die Liebe des Andern darauf lauschen und ihn mit ihren Strahlen verjagen.“

„Ja, ja! das ist recht.“

„Die Weihe Eurer Wiedervereinigung hat Engracia auf folgende Weise vorgeschrieben. Morgen ist Sonntag, Ihr sollt dann im Hochchore der St. Klarakirche einander begegnen, wo Ihr jeder Euern Platz auf den gegenüberstehenden Bänken der Männer und Weiber einnehmen sollt, und ohne mit einander zu sprechen, ohne auf einander zu sehen, auf den Schluß der Predigt harren. Wenn dann der Prediger vor den Altar tritt und die Abendmahlsgäste vortreten, sollt Ihr auch mit folgen und es so einrichten, daß Ihr nebeneinander zu knieen und gemeinsam das heilige Sacrament zu empfangen bekommt. Ist dieser Act vollendet, so ist Engracia bereit, in Deinen Wagen zu folgen. Billigst Du es?“

„Ich billige es durchaus, mein Onkel. Ich sehe, daß unsere beiden Seelen durch das Unglück auf einen bessern Weg gekommen sind, und daß unsere Liebe künftig neu und von einem höhern Strahle verklärt sein wird, welcher uns Beide umgiebt.“

„So ist es, mein Freund, alle irdische Liebe ist

unbeständig, eine geringe Flamme, welche bald erlöscht, wenn sie nicht fortwährend von der Sonne Nahrung erhält, welche die Quelle aller wirklichen, ächten Liebe ist.“

„Ich sehe jetzt deutlich, daß Sie, mein Onkel, es sind, dem ich Alles zu danken habe. Sie haben Engracia's Herz erweicht.“

„Ihr Herz war lange vorher allzu weich für Dich und für sich. Ich habe es nur zu stärken gesucht auf die nach meiner Erfahrung beste Weise, und es ist mir gelungen. Morgen, wenn Ihr wieder vereinigt seid, will ich Euch zusammen bei mir haben; ich will morgen früh Dir meine Adresse, sowie die Zeit melden. Ich werde Dir dann vielleicht eine neue Freude bereiten. Aber morgen mehr davon. Widme jetzt Deine Gedanken ausschließlich der Handlung des morgenden Tages, so daß nicht ich, nicht Ihr, sondern Gott Euch in vollkommener Liebe wiedervereinigen möge.“

Der Graf nahm kurz darauf Abschied und der Oberst erklärte dem Kapitain, daß er mit seinen Gedanken bis zum folgenden Tage allein sein wolle, und gab ihm Auftrag, die nothwendigen Anordnungen zu treffen.

Der Kapitain gehorchte wie gewöhnlich, wenn der Oberst bestimmt etwas wünschte, und begab sich in die äußern Zimmer, um allen Zutritt abzuschneiden.

Da kam mit einer geheimnißvollen Miene Lundin zu ihm, und bat ihn, mit dem Obersten sprechen zu dürfen.

„Unmöglich, der Oberst spricht vor Montag mit Niemand.“

„Ich bin gezwungen, Herr Kapitain.“

„Schweig, gehe in's Vorgemach und halt' Dich still.“

„Ich muß wegen einer Sache mit ihm sprechen.“

„Es muß bis Montag Aufschub leiden, es ist gewiß einer Deiner gewöhnlichen Auftritte; auf den Montag sollst Du uns belustigen, denn dann ist passende Gelegenheit.“

„Da ist es zu spät.“

„Es hilft nichts. Beruhige Dich jetzt, denn sonst könnte ich zornig werden.“

Der Kapitain verzog drohend seine Augenbraunen, aber Lundin bestand auf seinem Willen.

„Es ist ein Geheimniß, Herr Kapitain, ein gefährliches Geheimniß.“

„Schweig damit. Packe Dich sogleich!“ brüllte der Kapitain mit erkünsteltem Zorne.

Lundin wußte, daß mit dem Kapitain nicht zu scherzen war, und zog sich deshalb zurück, etwas unwillig über die verächtliche Weise, womit seine wichtige Mittheilung aufgenommen wurde.

„Warte,“ sagte er für sich, „wir dürfen wohl sehen, wie Alles endlich geht. Ich wasche meine Hände

in Unschuld, ich habe reden wollen, bin aber auf eine beleidigende Weise abgewiesen worden.“

Da Lundin keine Möglichkeit sah, sich dem Obersten nähern zu können und den Kapitain so wenig zugänglich fand, beschloß er, wie alle schwachen Menschen, die Sache ihren Gang gehen zu lassen, sich damit tröstend, daß er sie nicht hindern könne.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Schleichhandel.

Punkt 11 Uhr Sonnabend Abends fuhr ein Wagen vor das blaue Thor.

Alle Gäste waren hier schon fort und nur ein einziges Fenster war hell.

Wie schön — dachte Lundin, denn er kam gefahren — hier kann ich mit meiner süßen Rosalie allein sein, und sie hat vieles Seltene anzubieten.

Aber indem er aus dem Wagen steigen wollte, kamen vier Kerle hervor, als wären sie aus der Erde gestiegen.

Einer von ihnen, welcher herrenartig schien, trat gegen Lundin hervor, welcher sich über das unerwartete Zusammentreffen mit vier Männern ärgerte; der Mann fragte flüsternd, aber es lag doch etwas Barsches und Fuhrmannsartiges in der Stimme: „Sind Sie Herr Lundin?“

„Gewiß. Aber ich habe keine Herren hier treffen wollen.“

„Hm, nein! Gewiß Rosalchen. Aber wir haben auch sie zu treffen uns eingerichtet.“

„Das wäre zum Teufel.“

„Und zu demselben Zwecke.“

„Kurios.“

„Ist der Herr sogleich bereit. Wir sind in Ordnung.“

„Wunderbar.“

„Was ist hier wunderbar?“

„Ich begreife es nicht; ich verstehe nicht, wie Rosalie anstellen kann — —“

„Ganz brav. Sie ist eben so klug als sie schön ist. Es ist ehrlich von ihr gehandelt.“

„Ehrlich? Ich bin sehr unzufrieden. Und so schrecklich Viele?“

„Wie, glauben Sie, daß Sie allein in dieser so gefährlichen Sache durchkommen sollten.“

Plötzlich hörte man eine Stimme aus der Thür: „Calle, eile, bringe hieher die Sachen!“

Lundin nahm einen Mantelsack aus dem Wagen und warf ihn auf seine Achseln und ging, wohin die wohlgekannte Stimme ihn rief.

Rosalie begegnete ihm in der Vorstube und nahm ihm den Mantelsack ab, sprang die Treppe hinauf und

rief: „Warte einen Augenblick, während ich mich umkleide!"

Lundin war über die Gegenwart der vier Männer so ärgerlich, daß er kein Wort antwortete.

Lundin brachte in der Vorstube eine lange Viertelstunde damit zu, im Stillen über das Fehlschlagen seines Wunsches zu fluchen, ein kleines tête à tête mit Rosalien bei einem leichten Souper und einer Flasche Wein haben zu dürfen, besonders da er aus Sparsamkeit mit seinem Kostgelde nicht gewagt hatte, seit Mittag etwas zu verzehren.

Endlich zeigte sich ganz plötzlich ein kleiner Herr im Burnus, mit einer militairischen Mütze auf dem Kopfe, einen Säbel unter dem Arme und einer brennenden Cigarre im Munde.

„Noch einer!" — seufzte Lundin — „das ist zum Teufelholen. Und er war oben und half ihr, sich umkleiden. Der Bube!"

Aber der kleine Herr legte seine Hand auf Lundins Arm und sagte lachend: „Ich glaube, Du erkennst mich nicht wieder, Calle?"

„O Teufel! Bist Du es, Rosalie? Beinahe hätte ich Dich nicht wieder erkannt. Ist das nicht des Obristen Mütze und sein Burnus?"

„Du wurdest wohl eifersüchtig. Aber laß uns eilen und in den Wagen steigen."

Sie sprang zuerst hinauf, darauf der herrenähn-

lichste von den vier Männern, erst dann konnte Lundin kommen und nach ihm stieg eine vierte Person in den geräumigen Wagen. Die anderen beiden Männer setzten sich hinten auf.

„Nach der Lidinginsel über den Thiergartenbrunnen!“ rief Rosalie und der Wagen rollte fort.

Lundin hatte glücklicherweise neben Rosalien Platz erhalten und saß vorwärts, während die Andern rückwärts saßen.

„Wie weit fahren wir, Mamsell?“ frug der Herrenähnliche.

„Ungefähr eine Stunde, ehe wir etwas treffen können, —“ antwortete Rosalie.

„Nun, ich habe ein paar Nächte gewacht,“ antwortete er, „und schlafe deswegen ein wenig. Stoßt mich, wenn es nothwendig ist.“

Bald waren er und der Andere eingeschlafen, so daß sie schnarchten.

„Was ist das für ein Schauspiel?“ flüsterte Lundin.

„Du sollst es erfahren. Ich habe von einem großen Schleichhandelstreiche, welcher in dieser Nacht geschehen soll, gehört. Eine Person, die ich verabscheue, betrifft er. Ich habe die Sache dem Herrn hier gemeldet, er ist Zollbeamter, und die anderen sind Diener des Zollamtes. Aber ich habe es entdeckt und werde

eine Belohnung zur Mitgift für Dich erhalten, wenn Du hilfst und muthig bist."

„Es ist eine gefährliche Sache, Rosalie; wenn Du es mir vorher gesagt hättest, wäre ich nicht mitgekommen. Man kann Arm und Bein verlieren und obendrein todtgeschlagen werden."

„Sei ruhig, mein Freund, wir sind alle mit Säbeln und Pistolen bewaffnet und außerdem ist mein Vater Anführer der Bewachung des Transports."

„Ist er bei der Sache betheiligt?"

„O nein! dazu ist er zu ehrlich. Er hat versprochen, die Sachen an eine Stelle des Thiergartens zu bringen, an's Zollamt des Blockhauses, und was er verspricht, bricht er nie. Er ist grundehrlich und traut der Ehrlichkeit Anderer. Weißt Du, Calle, der Besitzer der Sachen hat ihm versprochen, sich mit mir verheirathen zu wollen, wenn Papa die Sachen richtig einschmuggelt, aber ich weiß, daß der Großhändler nicht daran denkt, Wort zu halten. Außerdem kann ich ihn nicht leiden."

„Wie heißt er?"

„Dulkert. Siehst Du, mein Calle, jetzt kannst Du wählen, entweder mit bei der Beschlagnahme zu sein oder richtiger gesagt, es auf Deinen Namen zu thun, denn ich bin nur ein armes Mädchen und ich würde mich nicht dazu hergegeben haben, wenn nicht Deinetwillen, um Dich gegen den Papa zu vertheidigen

und ihn zu entwaffnen, denn er ist der gefährlichste und ergiebt er sich, so ergeben sich die Andern auch. Entweder, sage ich, wirst Du die Beschlaglegung vornehmen, dann bekommst Du die Belohnung und mich dazu, oder wenn Du nicht willst, so springe aus dem Wagen, dann führe ich die Zollbeamten irre, wie ich Dulkert versprochen habe, welcher zuerst den Plan erfunden hat, daß ich mit den Herren ausfahren sollte, aber nach einer ganz andern Richtung, und dann gelingt die Schmuggelei, weil diese Herren die gefährlichsten und geschicktesten Zollbeamten sind, und dann verheirathe ich mich mit Dulkert."

„Es versteht sich, daß ich Dich behalten will, aber ich bin etwas furchtsam, denn ich bin ganz nüchtern."

„Dafür habe ich gesorgt, ich habe die Taschen voll kalter Speisen und einige halbe Flaschen Portwein. Nimm und labe Dich."

Nachdem Lundin die Hälfte eines kalten Vogels gegessen und sich mit Portwein gütlich gethan hatte, sagte er endlich:

„Jetzt fühle ich mich muthiger, aber angenehmer wäre es gewesen, wenn wir allein wären."

„Das sind wir künftig, lieber Calle," sagte sie und legte ihren Arm um seinen Hals; „aber hier sollst Du einen Vorschuß erhalten."

Und sie beglückte ihren Calle mit einem halben Dutzend Küssen, sofern das Dutzend nicht voll war.

Nachdem sie ungefähr eine Stunde gefahren waren, weckte Rosalie eilig den Zollbeamten und sagte in ihrem gewöhnlichen, scherzenden Tone: „Pfeifen Sie! Herrchen.“

Der Zollbeamte sprang auf, rief dem Kutscher zu, anzuhalten und hüpfte aus dem Wagen.

Die Uebrigen nebst Rosalie und Lundin folgten seinem Beispiele.

Der Kutscher hielt an der Seite des Weges, und Rosalie, welche die Gegend wohl kannte, sprang voraus in einen Wald, auf einen Richtsteig, die Andern folgten ihr mit mehr Vorsicht.

Bald waren sie wieder auf dem Landwege, aber hielten sich verborgen hinter einigen Haselbüschen.

Nachdem sie eine halbe Stunde gewartet und Rosalie sie Alle mit ihrem kleinen Vorrath gesättigt hatte, sahen sie schnell einen Reiter sich nähern.

Er ritt einen leisen Trab, auf einem hohen englischen Pferde, blieb bisweilen stehen und lauschte.

Wo Rosalie mit ihrer Gesellschaft wartete, war ein ziehmlich hoher Hügel.

Der Reiter, gleich als wenn er eine Hinterlist ahnte, blieb gerade vor den Haselbüschen stehen, hinter welchen seine Feinde sich verbargen.

Rosalie und der Zollbeamte erkannten an der eleganten Haltung Herrn Dulkert wieder.

Als dieser eine Weile gelauscht hatte und nichts

zu bemerken schien, pfiff er scharf und setzte mit dem Pferde den Hügel hinauf.

„Es war Dulkert,“ — flüsterte Rosalie zu Lundin.

Lundin machte eilig eine Geste mit beiden Händen vor sein Gesicht, eine Geste, welche eine lange Nase machen bedeutete.

„Seiet nun ruhig, Kameraden,“ sagte der Zollbeamte und zog seinen Säbel. „Die Wagen kommen in einigen Minuten!“

Alle Andern, sogar Rosalie, zogen ihre Säbel.

Bald wurden 4 schwer beladene Rüstwagen sichtbar, 4 Seeleute, mit großen Prügeln bewaffnet, gingen neben dem ersten Wagen. An dem letzten Wagen waren 5 Andere.

Man machte unten am Hügel Halt, um die Pferde Athem schöpfen zu lassen.

„Es sind zu viele!“ flüsterte Lundin zum Zollbeamten.

„Memme,“ — flüsterte dieser als Antwort und faßte seinen Arm — „ich habe doppelt so Viele in die Flucht geschlagen. Sind Sie ängstlich, so bleiben Sie hinter dem Gebüsch.“

„Sei kein Narr,“ — flüsterte Rosalie auf der andern Seite, — „Du sollst ja die Beschlaglegung vornehmen.“

„Bleiben Sie hier, Herrchen,“ — wiederholte der

Zollbeamte auf der andern Seite, „Sie sollen Ihres Antheils nicht verlustig gehen.“

Aber Rosalie flüsterte von Neuem: „Wenn Du furchtsam bist, will ich Dich nicht zum Manne haben!“

Lundin stand zweifelhaft da, gleich einem andern Robert zwischen Bertram und Alice nach zwei Seiten hingezogen.

Da er sich nicht entschließen konnte, ließ der Zollbeamte seinen Arm los, um vorzuspringen, aber Rosalie sprang vor ihm den Hügel herab und rief im tiefsten Tone, den sie hervorzubringen vermochte:

„Halt! ich befehle es!“

Da schämte sich Lundin und eilte auch vor, von den drei Zollbeamten gefolgt.

Aber die Seeleute stürzten kühn gegen die Angreifenden und schwangen ihre Prügel gegen die blanken Säbel.

Ein Paar Zollbeamte wurden in Folge der heftigen Attaque zurückgeschlagen und taumelten in einen Teich.

Die Streitenden trennten sich nach verschiedenen Seiten des Weges, fechtend mit gegenseitiger Erbitterung, ein Paar Fuhrleute kamen den Seemännern zu Hilfe und der Sieg schien sich auf die Seite der Schleichhändler zu neigen. Die Zollbeamten kämpften

gegen zwei, als ihre nächsten Gegner, und der Streit war so lebhaft, daß keine Partei Zeit erhielt, die Pistolen zu laden.

Ein Fuhrmann mit der Peitsche wurde von Lundin bald besiegt und in den Arm gehauen, so daß er in den Wald floh, und Lundin stürzte nun Rosalien zu Hilfe, welche muthig fechtend sich vor dem breitschultrigsten Seemanne zurückzog.

Eben als dieser letztere mit seinem Prügel den Säbel aus Rosaliens Hand schlug, setzte ihm Lundin ein Bein, so daß er in den Graben fiel, darauf gab ihm Lundin im Fluge einen tüchtigen Hieb in das Bein, so daß er außer Stand gesetzt war, so schnell er wünschte, wieder in die Höhe zu kommen.

Endlich hatte der Zollbeamte eine Pistole hervorgeholt, vor deren glänzender Mündung sein Widersacher sich sogleich zurückzog; aber ein Schuß aus dem Hinterwagen ging los, die Kugel flog dicht über Rosalien weg, welche glücklicherweise sich während dessen niederbeugte, um ihren Säbel aufzuheben, und die hintersten Seeleute sprangen hervor unter wilden Flüchen.

„Flieht, ihr Zollbeamten, wir sind **12** Mann gegen **6**!“ — Rosalie erkannte ihres Vaters Stimme wieder.

Sie schwenkten ihre gewaltigen Prügel, und die Zollbeamten wurden zurückgedrängt, obschon sie mehrere

Pistolenschüsse abfeuerten, welche aber im Dunkeln fehlten.

Lowe Bult, welcher in Folge der Uniformmütze Rosaliens diese für den Anführer der Zollbeamten hielt, stürzte auf sie, faßte sie heftig am Leibe, und rief zu den Andern: „Thut wie ich, so werden wir sie binden und in den Wald legen! Ich habe den Inspector selbst, Freunde!“

Aber als Bult sie fortführen wollte, flüsterte sie in sein Ohr: „Hüte Dich, Papa, ich bin Rosalie. Es kommen Reiter.“

Hufschläge hörte man deutlich.

„Was Teufel ist das?“ murmelte Bult.

„Hüte Dich, Papa, es kommen 12 reitende Zollbeamte nach. Entfliehe, Papa, ich habe Dich nicht gesehen.“

Bult ließ sie los, hörte das Pferdegetrappel und rief: „Rettet Euch, verlaßt Alles, es kommen Reiter!“

Bult warf sich plötzlich in den Wald und die Andern folgten sogleich seinem Beispiel.

Es war eine List Rosaliens, denn die Hufschläge, welche man hörte, waren die von Dulkert's Pferde, welches umkehrte.

Die Zollbeamten wurden so Meister der Wagen.

Dulkert, welcher im Dunkeln nicht so genau sah, welche neue Wächter an seinen Wagen waren, ritt voraus und rief:

„Nun, Freunde, weshalb haltet Ihr!“

„Ihr Diener, Herr Dulkert!“ antwortete der Zollbeamte, „habe ich die Ehre, wieder erkannt zu sein?“

„Nun ich?“ rief Rosalie, „Du dachtest mich zu betrügen, Dulkertchen, aber Du wurdest betrogen!“

„Zum Teufel!“ — brüllte Dulkert, kehrte um und eilte sporenstreichs zurück.

Dulkert hatte zwar Rosalien ein Wenig im Verdacht, aber er glaubte, daß sie den Weg, auf dem der Transport kommen sollte, nicht kannte, er glaubte ganz schlau gehandelt zu haben, da er ihr erst unter erkünstelter Vertraulichkeit angab, daß er eine Ladung Güter erwarte, und bezeichnete ihr einen ganz andern Weg, als den rechten, bat sie auch, Anzeige bei dem gefürchteten Zollbeamten zu machen und ihn auf eine dritte Stelle zu locken. Dulkert glaubte sich deshalb sicher vor Rosalien und den Zollbeamten. Aber Rosalie, welche seine List halb durchschaut hatte, hatte gewußt, das wahre Verhältniß aus ihrem Vater herauszulocken.

Während Bult mit seinen Kameraden floh, beschloß er anfangs, auf geheimen Wegen umzukehren, um zu sehen, ob Rosalie die Wahrheit gesprochen habe, welches er bei näherer Ueberlegung zu bezweifeln begann, da er bedachte, daß das Pferdegetrappel allzu schwach klang; aber als er überlegte, daß seine einzige Tochter, für deren Zukunft er sich in so gefährliche

Geschäfte verwickelte, bei der Sache betheiligt war, so bildete er sich ein, daß Dulkert eine neue List angewendet habe und daß Rosalie mit ihm im Komplott stände. In jedem Fall, wenn die Angreifenden wirkliche Zollbeamte waren, war seine Tochter auf ihrer Seite und er wollte deshalb nicht umkehren und einen Versuch zur Wiedereroberung des Transportes machen.

Der Transport langte glücklich ohne weitere Zufälle in der Stadt an, wo er in gehörige Verwahrung genommen wurde.

Rosalien wurde der ihr gesetzlich zukommende Beschlaglegungsantheil zugesichert, nämlich drei Viertel des confiscirten Gutes, nebst den Strafen, falls man die Verbrecher überführen konnte.

Sechzehntes Kapitel.

Der Juwelenschrank.

Dulkert ritt so schnell, als sein Engländer zu laufen vermochte.

Ich habe das Eine verloren, sagte er für sich — aber ich habe noch das Andere im Hintergrunde. Dieses kann nicht mißglücken. Jaquette erwartet mich. Das Schlimmste war, daß ich wieder erkannt wurde; ich werde sicher verurtheilt. Unglücklicherweise ist es mir zum zweiten Male mißlungen. Vorher sind es jedoch nur Kleinigkeiten gewesen; sollte ich aber jetzt gefaßt werden, so bin ich nicht nur der Güter verlustig, sondern müßte, falls ich verurtheilt würde, deren vollen Werth als Strafe bezahlen und mein Handelsrecht aufgeben. Ich wäre total ruinirt, chicanirt, verloren. Aber Muth! nichts Wichtiges ist mir bisher mißglückt. Die verdammte Rosalie! daß ich von ihr betrogen wurde! Aber Weiberlist geht über Alles! Die Betrü=

gerin! der Vater war gewiß in Einverständniß mit ihr. Was ich durch die List des einen Weibs verloren habe, werde ich durch die des andern wieder gewinnen. Jaquette erwartet mich. Bekomme ich nur Melaniens Million in meine Hand, so werde ich der ganzen Welt trotzen und den Kopf gerade tragen. Das Glück begünstigt mich! Das kleine Unwesen, welches ich zum Gelingen der Schmuggelei angestellt habe, wird mir nützen, um den Juwelenschrank zu erobern. Schnell! Lady!

Lady, das englische Pferd, that Wunderwerke an Schnelligkeit, und Dulkert befand sich bald an Engracia's Thür, welche Jaquette auf ein Pfeifen Dulkert's öffnete.

„Das Glück begünstigt Sie" sagte Jaquette, indem sie sachte die Thür zustieß, ohne sie zu verschließen, „die Gesellschaftsdame ging den Nachmittag in den südlichen Theil der Stadt, ohne daß ich sie fortnarren mußte und hat wahrscheinlich der Unruhen wegen nicht gewagt, zurückzukehren. Das Fräulein ist allein und schläft seit ein paar Stunden, tief, tiefer als gewöhnlich. Ich habe sie zu wecken versucht, mit wenigem Geräusch, um sie sodann tiefer und sicherer einschlafen zu lassen, aber sie erwachte nicht. Wir sind vollkommen sicher. Aber wo sind die Reverse?"

„Hier, Jaquette," antwortete er und gab ihr sein Taschenbuch. Es war voll von Reversen, aber sie

waren von Raffler geschrieben und unterzeichnet, und sonach falsch.

Jaquette zündete ein Licht an, als sie in's Zimmer kamen und betrachtete eine gute Weile die Papiere, welche sie erhalten hatte.

„Alles ist richtig," sagte sie; „ich werde die Thür öffnen. Aber warte, hier ist ein Schraubenmeisel; ich habe schon die eine Schraube am Eisenschränkchen herausgenommen, welches neben dem Bett steht, ohne daß das Fräulein es merkte; die andere habe ich locker gemacht. Die eiserne Kiste ist mit einem Schloß versehen, hier ist der Schlüssel, ich habe mir ihn zu verschaffen gewußt. Sehen Sie, binden Sie mich jetzt mit dem Schawl dort, und stopfen Sie mir dieses Halstuch in den Mund."

Dulkert erfüllte ihren Wunsch.

Darnach löschte er das Licht aus und schlich sich in Engracia's Schlafkammer.

Eine schwache Lampe brannte auf dem Nacht tische. Sie warf ihren Oelschimmer auf das schlummernde junge Weib.

Ein tiefer Schlaf hatte wirklich ihre Augen wie versiegelt.

Eine Thräne stand jedoch in den langen Augenwimpern zurück; ein heiliger Jubel, eine Freudenthräne über das ausgedachte Fest des morgenden Tages.

Es ruhte übrigens eine unbeschreibliche Ruhe auf

ihren ganzen Zügen. Der Schlaf hatte, wie bei einem Kinde, das Roth der Wangen vermehrt. Der kleine Mund lachte gewiß einem schönen Traume entgegen. Der eine Arm lag unter dem Kopfe, der andere ruhte ausgestreckt auf der weißen Piquetdecke, weißer als diese. Eines Mädchens Busen, eher als der einer jungen Frau, hob sich langsam in ruhigen Wogen.

Dulkert stand eine Weile still, erstaunt über den Anblick, und verschiedene Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirn.

Wenn sie erwachte? nun ja, was wäre für Gefahr da. Wir sind so gut als einsam in der ganzen Etage. Was habe ich zu fürchten? Deshalb schnell an's Werk!

Er legte sich auf die Kniee und fing an, die letzte Schraube zu lockern.

Aber wenn sie erwachte, dachte er, und sähe mich bei dieser verächtlichen Beschäftigung? Bah! ich würde sie bald überwältigen. Jedoch muß ich zur Sicherheit die Lampe auslöschen.

Sie erlosch sogleich vor seinem Athem.

Die Schraube ging los, Dulkert nahm ernstlich den Schrank, welcher sehr groß und schwer war, unter den Arm und eilte zur Jaquette.

„Dein Glück und meines ist gemacht, Mädchen. Leb wohl!"

Der Schrank war so schwer, daß er mehre Male

den Arm wechseln mußte, er schwitzte dabei und keuchte, aber er tröstete sich, denn er durfte nur schief über die Gasse gehen, wo Raffler wohnte, um den Inhalt des Schranks zu untersuchen. Den Schlüssel hatte er in der Tasche und hatte für diese Nacht mit Raffler die Wohnung gewechselt.

Endlich erreichte er die Hausflur; aber als er eben die Thür öffnen wollte, wurde ein Hölzchen an der Wand gestrichen, ein Licht schnell angezündet und das Erste, was seinem Blicke begegnete, war Rosaliens Gesicht.

Er erkannte sie allzu gut, obgleich sie noch in Manneskleidern war.

Lundin hatte unterwegs von der Lidingsinsel aus ihr Alles anvertraut, was Jaquette ihm gesagt hatte, und sie hatte Lundin überredet, sogleich zur ausländischen Dame zu fahren und Dulkert daran zu hindern, was er etwa noch ausführen wollte.

Rosalie lachte laut, da sie Dulkert's Angesicht von der Ueberraschung ganz verdutzt sah.

Dulkert erholte sich jedoch bald und wollte die Thür öffnen, aber Lundin hinderte es.

„Was soll das heißen?“ frug Rosalie verächtlich.

„Schlechtes Mädchen,“ sagte Dulkert, „Du hast mich unglücklich gemacht, da Du mich so eben verriethest. Begreifst Du nicht, daß ich gezwungen bin, mit Allem was ich besitze zu entfliehen?“

„Ich will der Strafe verlustig gehen. Nein, danke bestens. Aber was haben Sie hier im Hause zu schaffen?“

„Ich habe mich eben hierher begeben, Rosalchen!“

„Du lügst, Schurke, Du hast oben eine Geliebte, mit welcher Du Dich verheirathen willst. Nicht wahr? Du hast Dein Geld bei ihr verborgen?“

„Ach ja! Du weißt Alles!“ seufzte Dulkert, froh über diese Wendung.

Weder Lundin noch Rosalie konnten ahnen, daß Dulkert einen Diebstahl zu begehen im Begriffe stand, sie hatten etwas Anderes vermuthet.

„Gieb sogleich die Strafe her!“ sagte die unversöhnliche Rosalie.

„Willst Du mich ganz arm machen! Soll ich denn im Auslande Hungers sterben?“

„Laß ihn fliehen,“ bat Lundin, „es ist Schade um ihn, wir erhalten doch hinreichend.“

„Nun, so geh denn, schlechter Kerl,“ sagte Rosalie, „ich schenke Dir die Strafe und meine Verachtung, aber bedenke, daß jedesmal wenn du issest, ich es bin, welche Dir aus Barmherzigkeit Nahrung darbietet. Kleide Dich immerhin schön, aber bedenke ebenfalls, daß Du in Lumpen gehen müßtest, wenn ich Dir nicht Deinen letzten Stüber gelassen hätte. Geh, schlechter Mensch!“

Dulkert sprang auf die Gasse, froh, so leicht entkommen zu sein.

Er eilte zu Raffler mit seiner reichen Beute, aber als er in Raffler's Zimmer eintrat, sah er ihn zu seinem Verdruß in seinem Bette schlafen, ungeachtet er mit Dulkert die Schlüssel vertauscht hatte.

„Was Teufel, bist Du hier so spät mitten in der Nacht?“ frug Raffler, aufgeweckt durch das Geräusch, welches Dulkert machte, und halb im Schlafe.

„Weißt Du nicht mehr, daß wir für diese Nacht die Zimmer wechselten?“

„Ja so, es ist wahr. Jetzt begreife ich, weshalb die Schlüssel nicht paßten. Aber ich hatte die ganze Verabredung vergessen.“

„Raffe Dich auf, und gehe in meine Wohnung, denn ich will allein sein.“

„Was bringst Du da unter dem Mantel? Darf ich es sehen?“

„Es geht Dich nichts an.“

„Was? Es sieht durch den Mantel durchaus wie ein Kassenschrank. Es erscheint ein Handgriff!“ schrie Raffler, sprang im bloßen Hemde auf, griff in den Handgriff und versuchte, den Schrank Dulkert zu entreißen, indem er schrie:

„Ja so! Du hast Dir einen Kassenschrank während der Unruhen erobert; deshalb wolltest Du mit mir die Zimmer tauschen, und den Schrank dalassen, damit

der Verdacht auf mich kommen sollte. Nein! wir werden ehrlich theilen."

Raffler versuchte den Schrank an sich zu reißen, Dulkert hielt ihn aber fest, ließ jedoch seinen Mantel fallen, so daß Raffler die ganze Form des Schrankes zu sehen erhielt.

„Es ist ein alterthümlicher Juwelenschrank englischen Fabrikats. Du hast ihn bei der Ausländerin gestohlen, brav, aber wir theilen."

„Teufel, dies ist meine Mitgift!"

Sie hielten jetzt Beide den Schrank und tanzten unter erstickten Flüchen eine gute Viertelstunde im Zimmer herum.

„Du bist falsch," sagte Raffler, „Du willst nie den Verdienst ehrlich theilen, aber das Risiko auf mich bringen; ist der Schrank hier, so will ich die Hälfte haben."

„Er ist noch nicht mein, er gehört ihr. Ich habe ihn zur Verwahrung erhalten."

„Das geht mich nichts an, ich will die Hälfte verwahren."

„Du sollst den ganzen Gewinn meiner ausländischen Fracht erhalten," sagte Dulkert, „wenn Du den Schrank loslässest."

„Siehe! jetzt begreife ich, daß die Zollbeamten sie genommen haben und Du diesen Schrank als Ersatz genommen hast, Du gedenkst heute Nacht zu entfliehen,

Bube. Laß den Schrank los, ich bin billig und biete Theilung an, Du bist ein Hai, ein Wallfisch, ein Stadtfiskal, eine Boaschlange, ein Zollbeamter, welcher Alles in sich verschlucken und mehr noch dazu haben will. Laß den Schrank los, sonst schlage ich Dich todt."

Dulkert wurde zuerst ermattet, sein Körper und seine Seele waren seit mehreren Nächten höchst aufgeregt worden.

„Laß gehen, Raffler, wir theilen, Du bekommst Geld, und ich will nur ihren Schmuck behalten. Er ist nicht viel werth."

Dulkert wußte, daß das Geld blos den hundertsten Theil ausmachte.

„Nein, Du betrügst mich, ich will die Hälfte oder Alles haben."

„Alles?"

„Ja, Alles; wenn Du nicht los läßt, so lasse ich los. Ich habe einen scharfgeschliffenen Säbel im Winkel dort und tödte Dich; mit den Juwelen entfliehe ich nachher."

„Nun, so laß es gehen," sagte Dulkert ermattet, „wir theilen und fliehen nachher zusammen, denn die Fracht ist verloren."

„Sagte ich es nicht? Du Lügner!"

„Laß uns wieder Freunde sein, wir müssen uns einander helfen. Wir wollen ehrlich theilen. Setze den Schrank auf den Tisch, ich habe den Schlüssel."

Raffler setzte den Schrank auf einen Spieltisch, Dulkert öffnete und Beide schauten neugierig erst in den Schrank und sodann auf einander, ganz verdutzt.

Denn der Schrank war leer.

Engracia hatte gegen Jaquette Verdacht geschöpft, und dem Grafen freie Hand über ihr ganzes Vermögen gegeben.

Einige Tage darauf wurde erzählt, daß Dulkert und sein Compagnon Raffler nach Amerika entflohen wären.

Siebzehntes Kapitel.

Schluß.

Die Orgel braus'te in der St. Klarakirche.

Ruhig ertönte der Gesang, einfach und klar, in Harmonie mit dem Tempel.

Andere Kirchen mögen prächtiger sein, aber die St. Klarakirche hat einen eigenthümlichen, reinen Reiz, wenn dieser Ausdruck von einer Kirche gebraucht werden kann. Sie ist nicht großartig, wie die Kathedrale Upsala's, nicht mystisch tief wie die Lund's, sie hat nicht einmal St. Nikolai's feierliche Pfeilerpracht, sondern sie ist offen, einfach und hell. Und Mancher, welcher sich an Hagberg und Franzén erinnert, letzterer unter der weißen Wölbung sprechend, aber doch so mächtig, daß es in der Tiefe jedes Herzens gehört wurde, Mancher, welcher an sie denkt, glaubt, daß es nach ihnen lichter, stiller und friedvoller als in irgend einem andern Tempel der Stadt geworden ist.

Der Prediger hatte eben seine Predigt geschlossen, welche, gleich dem Gesange, mit St. Klara harmonirte, wo überall die Klarheit vorherrscht.

Still und aufmerksam hatte die zahlreiche Versammlung die Predigt angehört.

Man hatte einen christlichen Cicero vernommen.

Vor dem Altare bewegten sich jetzt zwei Priester, der Prediger und eine andere hohe Gestalt mit dem rothen Sammtschmucke angethan. Es war der liebliche Barde, dessen Prosa so rein und so lieblich von vergangenen Erinnerungen singt.

Hinter ihnen sah man in der Höhe Hoffman's Altargemälde, die Abnahme vom Kreuze, wo Magdelena, doppelt schön durch ihre Andacht, ihren Blick gen Himmel erhebt.

Auf beiden Seiten des Altargemäldes knieeten Sergell's weiße Engel.

Der Geistliche stieg vom Altare herab, um das himmlische Brot den am Altare knieenden Gästen auszutheilen.

Mitten vor dem Altare sah man zwei, deren Pracht anzeigte, daß sie fremd in der Stadt waren, während ihr Antlitz und ihre Blicke verriethen, daß sie sich heimisch und glücklich fühlten, wo sie sich jetzt befanden.

Als der Act vollendet war, verweilten sie allein

noch einige Secunden, indem der Dienstthuende seine Hand ausstreckte und die letzten Segensworte sprach.

In diesen wenigen Secunden erschienen sie wie ein Brautpaar, welches für das ganze Leben einen unauflöslichen Bund geknüpft hatte.

Es geschah auch so, denn die beiden Knieenden waren der Oberst und seine junge Gattin, welche die Versöhnung besiegelten.

Alles hatte er vergessen: das Geräusch der Schlacht, die rauschenden Vergnügungen der Weltstadt und ihre Verirrungen; Alles hatte sie vergessen: Bengalens Blumen und dessen Nachtigall, sowie des Aloehaines weißes Grab.

Sie dachten blos an Gott und an sich.

Als der Oberst und seine Gattin an die Kirchthür kamen, beugte er sein Haupt und sah zum ersten Male auf sie und begegnete ihrem Blicke, lieblich wie der erste klare Sonnenschein Bengalens, nachdem die Regenzeit zu Ende ist.

Sie legte ihre Hand, dem Ansehen nach so leicht auf seinen Arm, aber er fühlte, daß sie ihn jetzt faßte, um stets ihn bei sich zu behalten und sich an ihn fest anzuschließen.

Ein Wagen erwartete sie vor der Thüre im Süden,

sie verschwanden darin vor den verwunderten Augen Aller, und waren blos für einander sichtbar.

Ihre tiefe Gemüthsbewegung brauchte nicht zu reden, sie drückten einander die Hände und wechselten stumme Blicke.

Im Himmel wird auch nicht gesprochen, berichtet eine alte Sage, die Seelen sind offen und deutlich für einander, weil sie sehr rein sind.

Des Obersten Wagen blieb an der Thür eines Hauses der langen Weststraße stehen, desselben Hauses, wo der „Engel“ und ihre Mutter gewohnt hatten.

Der Hofmarschall empfing sie in Marie Gellert's Zimmer, welche noch in derselben Einrichtung waren, wie damals, wo sie, durch Briefe von ihres Mannes Lebensweise in Paris unterrichtet und von dem Geldmangel, worein er gerathen war, die Wohnung ihrer Mutter verließ, wo sie sich gern aufhielt, auch nach deren Tode während ihres Mannes Abwesenheit. Sie war so schnell nach Paris gereis't, um ihm mit ihrem gesparten Vermögen beizustehen, so daß sie nicht einmal die Stickerei weggelegt hatte, womit sie beschäftigt war, als sie ihres Mannes traurigen Brief erhielt.

Der Graf hatte ihr Geld gegeben und das Haus gekauft, welches Mariens Vatererbe gewesen war, und,

wie schon vorher erwähnt wurde, aus Liebe zu Marien ihre Zimmer unverändert gelassen, so daß weder ein Anderer als er dort wohnen und nicht einmal er selber während der Nacht, noch auch ein Möbel, nicht einmal die Stickerei von ihrem Platze gebracht werden durfte.

Die alten Geranien blühten noch, obschon mit knotigen Stämmen, in ihren Porzellanvasen, und der Bettvorhang verhüllte noch in keuscher Weißheit das einfache Bett.

Die einzige Veränderung, welche im Zimmer geschehen war, oder richtiger gesagt, Vermehrung, war Mariens Portrait, welches über ihrem Sopha sich befand.

Der Graf hatte am vorhergehenden Sonnabend Frau Svensson besucht, und Mariens Portrait von ihr kaufen wollen. Hierauf aber hatte Frau Svensson geantwortet:. Lieber verkaufe ich alles Andere, was ich besitze, lieber verkaufe ich meinen Leuchtervorrath, den ich von meiner Großmutter geerbt habe, als Mariens Portrait. Der Graf hatte nun das Portrait nur borgen wollen, aber das hatte viele Schwierigkeiten gemacht, und er hätte die Alte nicht überreden können, wenn er nicht endlich gesagt hätte, daß er es nur Mariens Sohne zeigen wolle, welcher seine Mutter nie gesehen habe. Da erst gab die Alte nach, aber nur unter der Bedingung, daß sie selber früh am Sonntagsmorgen

es dahin bringen und bevor es dunkel würde, im Wagen wieder kommen und es holen dürfe. Frau Svensson rühmte sich viele Male nachher wegen dieser Vorsicht, denn, sagte sie, wenn der Graf seinen Willen durchgesetzt hätte, so würde Holmberg ihr Haus und ihr Alles verbrannt haben. Aber nun hatte das gesegnete Portrait Alles gerettet.

Der Graf hatte auch Erlaubniß erhalten, daß ein ausgezeichneter Künstler es kopiren durfte, welches auch später geschah, und obgleich Frau Svensson das Original-Portrait von der Kopie nicht anders unterscheiden konnte, weil auch der Rahmen kopirt war, als durch die einzige Spur einer gemeinen Fliege, welche auf dem Originalrahmen vor Frau Svensson's Zeit gewesen war, und welche sie mit aller ihrer Kunst nicht wegbringen konnte, obgleich der Unterschied für Frau Svensson's in der Kunst nicht eingeweihte Augen nicht größer war, so wollte sie doch nicht das Original vertauschen, „weil die selige Marie darauf gesehen habe, nie aber auf das andere.“

Jetzt befand es sich jedoch über Mariens Sopha, als ein besonderer Schmuck für den festlichen Tag der Herzen des Obersten und der Oberstin, dessen Bedeutung Niemand anderm als ihnen selbst und dem guten Hofmarschall nur bekannt war.

Der Graf hatte die beiden Gatten in diesen Zim-

mern zusammen sehen wollen, gleichsam um ihre gegenseitige Liebe zu befestigen.

Nach einem einfachen Mahle, für dessen Zubereitung Emilie schon am Sonnabend den Zutritt in die Zimmer, welche ihres Vaters erster Gattin zugehört hatten, erhalten hatte, schlossen sich die vier Verwandten in Mariens früheres Schlafgemach ein und der Graf erzählte ihnen jetzt, wiewohl mit Ausschluß dessen, was den verstorbenen Baron in seines Sohnes Augen herabsetzen konnte, seine und Mariens Geschichte, und verrieth dabei allmählig dem Obersten, daß er dessen geheimnißvoller Hüter und Pflegevater gewesen war.

Der Oberst und die Oberstin wurden von der Erzählung des Alten tief gerührt, und waren an seine Brust gesunken, als Gustav eintrat, denn es war ihm angesagt worden, seine Verwandten erst Nachmittags zu treffen.

Obgleich die beiden Brüder so verschiedene Erziehung genossen hatten und für die Gegenwart eine so unähnliche Gesellschaftsstellung einnahmen (der Graf hatte Gustavs Charakter im Voraus den beiden Gatten gezeichnet), so wurden sie doch bald vertraut, denn der Oberst war im höchsten Grade offen und gefühlvoll und Gustav wurde von dem Glanze hingerissen, welcher den indischen Helden umgab, und entzückt, aus seinem Munde künftig seine Abenteuer, sowie Nachrichten von dem wunderbaren Indien zu hören.

Da Emilie bei ihrem Vater nie gut gestanden hatte, welcher mehr als streng gegen sie gewesen war, und da er außerden ihre und ihrer Mutter schreckliche Armuth verursacht hatte, so war die Erinnerung an den Vater sehr peinlich für sie, und da der Oberst ein lebendes Bild seines Vaters war, so blieb sie lange schüchtern und zurückgezogen für den Obersten. Dagegen schloß sie sich mit schwesterlicher Herzlichkeit an die junge Oberstin an.

Unter der fortgesetzten Unterredung mit dem Grafen, frug der Oberst:

„Aber sag' mir, guter Onkel, wie konntest Du in Deinem Briefe vom 12. Februar vorhersagen, daß ich hier in Stockholm meinen lebhaftesten Wunsch erfüllt sehen sollte, nämlich eine Wiedervereinigung mit Engracia, denn weder ich, noch Du, oder Dein verrätherrischer Correspondent, der ehrenwerthe Kapitain, wußte es anders, als daß Engracia wirklich todt war? Wie konntest Du so etwas voraussagen.“

Der Graf sah auf Marie Gellert's Nähtisch, wo Niemand sitzen durfte, und schien auf einige Secunden wie aus der Gesellschaft entfernt zu sein.

Aber er erholte sich bald und antwortete mit einem Tone der tiefsten Rührung: „Wie ich erzählt habe, sehe ich noch bisweilen, wachend und schlafend, Deine selige Mutter, mein Oskar; ich sah sie auch klar, ehe ich an Dich in einem Traume schrieb, und sie war

es, welche mir die Worte vorsagte, welche Du anführst. Ich selber hielt es nur für eine Beziehung auf Deine Geschwister und auf mich, aber jetzt verstehe ich ihren vollen Sinn. Der Engel hat Euch wieder vereinigt, meine Kinder!"

Nur Gustaven, welcher immermehr sein Vertrauter in Rücksicht auf seine mystische Liebe zu der Dahingeschiedenen geworden war, berichtete er, daß er plötzlich, eben als er mit seinem jungen Verwandten sprach, deutlich Marien auf seinem Stuhle habe sitzen und mit forschendem Blicke Engracien betrachten sehen. Aber in derselben Zeit, daß der Graf seine Augen auf sie geheftet hatte, hatte sie einen Finger an ihre Lippen gelegt, gleich als hätte sie sagen wollen: „Verrathe meine Gegenwart nicht."

Am Sonntag Abend, während der Aufruhr auf den Gassen ras'te, war Engracia's Wohnung geschlossen.

Die Fenstergardinen waren zu, alle Thüren verschlossen vor Engracia's Heiligthum; Jaquette war entlassen, und die beiden Gatten von der ganzen Welt geschieden.

Unter einer alabasterweißen Kuppel brannte eine Flamme, welche einen seltenen Wohlgeruch von dem südlichen Abhange des Dhawalagiriberges um sich herum verbreitete.

Diese Flamme leuchtete magisch auf eine schöne Gruppe.

Engracia glich einer antiken Diana, auf weißen bengalischen Musselin drapirt, auf von Seide gewebten Wogen, welche einen der schönsten ausgestreckten Arme nicht verbergen konnten.

Auf den Knieen, wie vor seinem Schutzengel, lag der Oberst, bleich vor Erstaunen.

Denn Engracia's Hand zeigte auf eine Urne von schwarzem Marmor, an deren Hals ein Kranz bengalischer Blumen hing, deren Schönheit die Kunst auch nach ihrem Tode erhalten hatte.

Dieser Kranz war der letzte, welchen er auf dem Grabe zwischen Aloe-Bäumen geopfert hatte.

In der schwarzen Urne wurde Don Joaons balsamirtes Herz verwahrt.

Ein Jahr war seit dem Sonntag den 19. März verflossen.

Gustav Richardsson hatte während dieser Zeit mit unerschütterlicher Festigkeit sein Tischlerhandwerk fortgesetzt und Magdalena's Herz immermehr gewonnen.

Sonntags den 19. März 1849 begehrte er ihre Hand und offenbarte seinen Namen.

Es geschah vor des Engels Portrait und beide knieeten vor der Mutter, als sie ihr Haupt wegwandte und mit Thränen in den Augen sagte:

„Den Sohn des Verfluchten weshalb will des Engels Abbild ihn lieben?“

Da zeigte Magdalena schweigend auf des Engels Portrait.

Frau Svensson folgte ihrer Weisung, betrachtete lange Zeit den heiligenähnlichen Blick des schönen Antlitzes, wandte sich darauf zu den jungen Leuten und sagte:

„Der Engel hat verziehen, so muß auch ich verzeihen. Gehört Euch an einander mit Gott!“

Wir verließen Rosalien und ihren Bräutigam in Engracia's Thüre, indem sie gegen den niedrigen Dulkert edel gehandelt zu haben glaubte. Aber sie stehen keineswegs mehr dort, sondern sind lange verheirathet und haben sich ein Grundstück auf Gothland gekauft, weit, weit vom blauen Thore entfernt.

An demselben Tage, wo Vater Svensson einen Brief von dem Hofmarschall Grafen von C. erhielt,

worin der Alte der Vereinigung seines Brudersſohns und Erben mit dem Abbild des Engels seinen Beifall schenkte, ging der alte Svensson erst zu der armen Frau des unordentlichen Gesellen und bezahlte ihre Miethe auf ein ganzes Jahr; von da ging er aber sofort bedächtigen Schrittes in den Pelikan.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Knorring, A. v.

Marie Gellert, der schützende Engel der Armuth Aus dem Schwedischen der Freyin A. v. Knorring

Bd.: 2

Grimma und Leipzig 1851